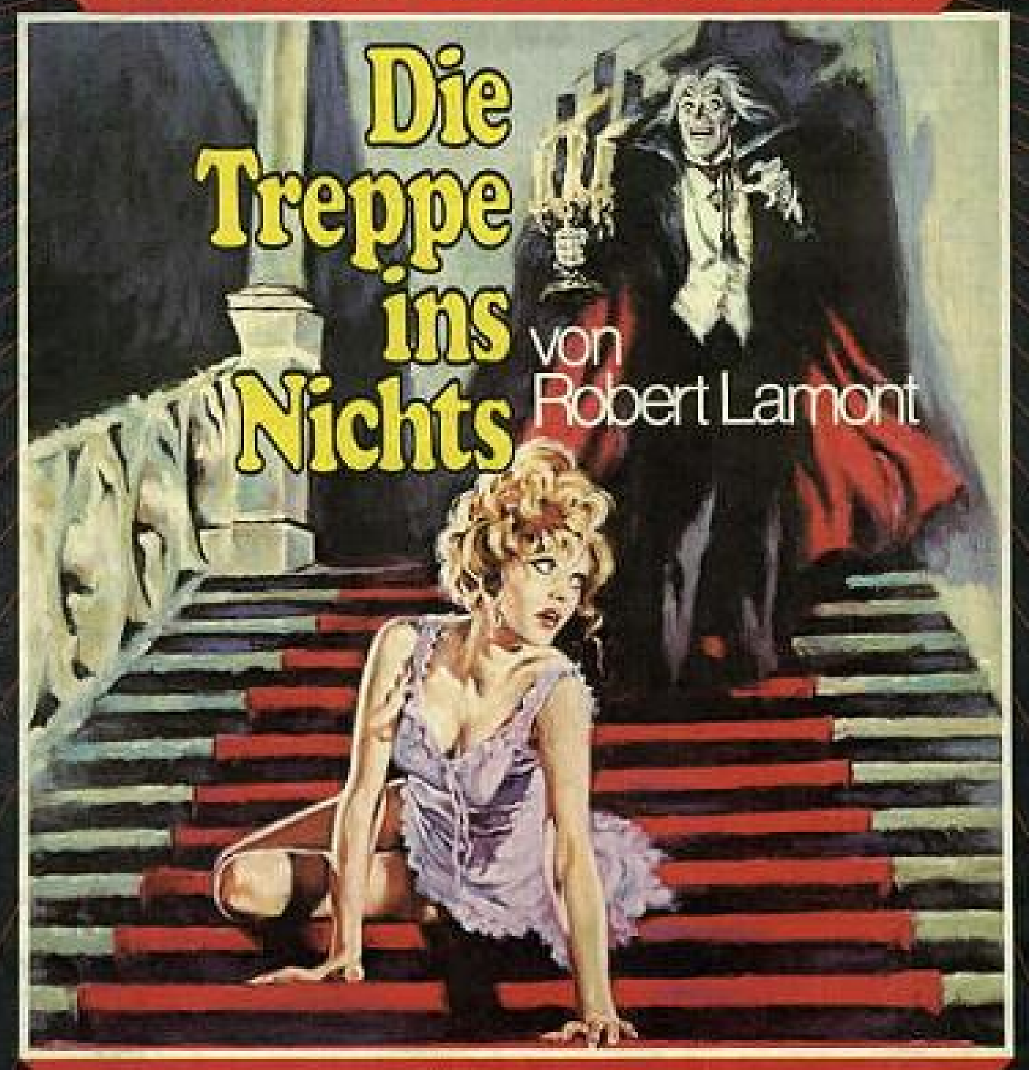
1.20 DM / Band 41

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman

Schweiz Fr 1.50



Die Treppe ins Nichts

Professor Zamorra Nr. 41

von Franc Helgath

erschienen am 13.01.1976

Die Treppe ins Nichts

Blitze zuckten pausenlos vom Himmel, und das schmetternde Krachen des Donners ließ die Erde erbeben. Piere Laguère hatte seine Hände um das kleine Steuerrad des Lieferwagens gekrallt. Graue Regenschleier verbargen die Bergspitzen der Pyrenäen.

Vor drei Stunden waren sie aufgebrochen. Da hatte die Sonne noch von einem nur dünn verhangenen Himmel gelacht, und jetzt waren sie in ein Gewitter geraten, wie es Piere Laguère noch nie erlebt hatte. Die Natur war entfesselt. Das Wasser lag wie ein armdicker Film auf der mit Schlaglöchern übersäten Bergstraße Nordspaniens. Der Lieferwagen kam nur mehr im Schritttempo voran. Bald würde Piere Laguère ganz anhalten müssen, wenn er es nicht riskieren wollte, in den bodenlosen Abgrund links der Straße zu stürzen.

»Merde«, entfuhr es ihm, und seine Fäuste spannten sich noch fester um das Lenkrad. »Ist das ein Urlaub! Da hätten wir genauso gut zu Hause bleiben können. Einmal im Leben möchte man sich ein paar schöne Tage machen, und was passiert dann: Es regnet Hunde und Katzen vom Himmel.«

»Es vergeht schon wieder, Pa.«

Das war Nana gewesen, die jüngste Tochter des Bäckers aus dem Loiretal. Nana glaubte selbst nicht, was sie sagte. Ängstlich starrte sie zur grau verhangenen Windschutzscheibe hinaus, auf die pausenlos dicke Tropfen prasselten.

Wieder ein Blitz und wieder dieser ohrenbetäubende Donner, der den ganzen Wagen erzittern ließ. Nana zuckte zusammen. Das Mädchen im Fond des Wagens sagte nichts.

Josephine war mit ihren zwanzig Jahren drei Jahre älter als Nana.

Sie gab sich den Anschein, als würde sie keine Angst vor diesem Unwetter haben. Doch auch ihre kleinen Hände waren zu Fäusten geballt, und Schweißperlen glitzerten an den dünnen blonden Haaren der Schläfen.

Seit einer halben Stunde ging es jetzt schon so, und Josefine wurde den Verdacht nicht los, dass ihr Vater sich verfahren hatte. Den letzten Wegweiser hatten sie vor zwanzig Minuten gesehen. Seither fuhren sie blind durch einen Vorhang aus Wasser, Blitzen und Donnergrollen. Wie Grabsteine ragten die steinernen Begrenzungspfosten in das undurchsichtige Grau.

»Ich habe Angst«, flüsterte Nana plötzlich, und strafte damit ihren kurz vorher noch gezeigten Optimismus Lügen. Ihr Gesicht war kreidebleich geworden.

Erst im letzten Augenblick konnte Piere Laguère vor einem Wildbach stoppen, der sich wie ein Wasserfall auf die Straße ergoss. Unmöglich, hier ein Durchkommen zu finden. An dieser Stelle musste der Weg zu Ende sein. Die Wassermassen stürzten mit einer derartigen Gewalt zu Tal, dass sie den kleinen Lieferwagen mitgerissen hätten. Das Licht der eingeschalteten Scheinwerfer riss ein kümmerliches Fahlweiß aus der grauen Finsternis.

»Hier ist unser Ausflug zu Ende«, meinte Piere Laguère. »Da ist kein Durchkommen mehr.«

»Aber wir können nicht wenden«, kam es bebend von seiner Seite.

Nana schwitzte. Ihre dunklen Augen waren weit aufgerissen und starrten den Vater an. »Die Straße ist hier doch viel zu eng.«

»Das weiß ich selbst«, brummte Laguère. »Wir müssen eben sehen, dass wir rückwärts wieder rauskommen.«

»Jetzt, bei diesem Regen? Da ist das Rückwärtsfahren doch viel zu gefährlich.«

»Dann schau mal vor auf die Straße«, knurrte der Franzose und legte

den Rückwärtsgang ein. »Ein paar Minuten noch, dann hat der Bach die Straße weggeschwemmt.«

Wie zur Bestätigung seiner Worte donnerte in diesem Augenblick ein riesiger Felsblock den Hang herunter. Nur knapp am Lieferwagen vorbei schoss er in den Abgrund hinaus.

Piere Laguère gab Gas. Surrend setzte der Wagen sich rückwärts in Bewegung. »Keine Angst«, meinte Piere Laguère, und streifte mit einem Blick kurz seine beiden Töchter. »Wir kommen hier schon wieder heraus. Ewig kann das Unwetter ja nicht dauern, und außerdem habe ich vor hundert Metern einen Weg gesehen, der zum Berg hinaufführt. Wir werden diese Strecke nehmen. Irgendwie müssen wir doch nach Ainsa zurückkommen.«

Ainsa war das Dorf, in dem sie Quartier genommen hatten. Zum ersten Mal in seinem Leben machte Piere Laguère Urlaub. Seine Töchter Nana und Josephine hatte er mitgenommen. Sie hatten es bei Gott verdient, dass sie sich ein paar schöne Tage machten. Immer nur arbeiten? Das war kein Leben. Einmal musste man raus.

Wenn sie erst einmal in ihrem Dorf zurück waren, dann sollte seine Frau ein paar Tage wegfahren und sich erholen. Dass alle zusammen fuhren, ließ das Geschäft nicht zu.

Vorsichtig nach hinten spähend steuerte Piere Laguère den Wagen jenen Weg zurück, den sie gekommen waren. Die Abzweigung war bald erreicht. Doch der Sturm hatte an Stärke zugenommen. Der Wind peitschte den Regen vor sich her. Er riss die dürren Äste von den Kiefern, und sie rasten wie Schlagstöcke durch die Luft. Es grenzte beinahe an ein Wunder, dass der Lieferwagen nicht getroffen wurde.

Piere Laguère steuerte einen Schotterweg an, der sich steil am Hang nach oben zog. Das Bersten und Krachen war plötzlich überlaut.

»Jetzt hat der Bach die Straße mitgenommen«, sagte Laguère und fröstelte bei dem Gedanken, dass er der Katastrophe nur knapp entronnen war.

Stotternd quälte der Citroën Fourgonette sich den Abhang hinauf.

Die Luft war schon sehr dünn in diesen Höhen. Immerhin ragte der Pico de Aueto fast dreieinhalbtausend Meter weit in den Himmel.

Jetzt sah man nichts von ihm. Piere Laguère schaltete in den ersten Gang zurück. Das kleine, für diese Strecke total untermotorisierte Auto zuckelte weiter. Es war eine Fahrt ins Ungewisse.

»Hast du auch die Karte an Mama eingeworfen?«, fragte Nana plötzlich. Das Mädchen wollte sich ablenken. Nur um irgendetwas zu sagen hatte sie gefragt. Es wollte von der rauen Wirklichkeit abgelenkt werden.

»Aber ja, ich habe die Karte eingeworfen«, antwortete Laguère und zwang sich zu einem Lächeln. Es sollte beruhigend wirken, doch im selben Augenblick wusste er, dass er seine kleine Tochter damit nicht

beruhigen konnte. Zu nah war noch der schreckliche Tod, dem sie soeben um Haaresbreite entronnen waren. Der Weg wand sich in Serpentinen den Hang hoch. Die Kurven schienen kein Ende zu nehmen.

Doch immerhin ließ der Regen nach, je höher sie kamen. Nach knapp zehn Minuten war er einem leisen Tröpfeln gewichen. Nur die Wolkendecke lastete immer noch dick und schwer über dem Land. Immerhin konnte man jedoch schon fast wieder hundert bis zweihundert Meter weit sehen.

Und Piere Laguère sah auch etwas, das nicht unbedingt in diese Gegend passte. Er hatte ganze Reihen von Reiseführern gewälzt, bevor er mit seinen Töchtern ins nördliche Spanien gefahren war.

Doch dass es hier eine Burg geben sollte, das hatte in keinem gestanden. Aber auch wenn er sich über die Augen wischte, das Bild blieb.

Auf dem Gipfel des Berges erhoben sich weiße Mauern. Es war auch der Augenblick, in dem der Motor des Fourgonette von einer Sekunde zur anderen zu rattern aufhörte. Nicht einmal ein letztes Stottern. Der Motor lief einfach nicht mehr. Schnell zog Laguère die Bremse an, sonst wäre der Wagen zurückgerollt. Er trat das Kupplungspedal und drehte den Zündschlüssel im Schloss.

Nichts, absolut nichts. Der Wagen war alt. Er hatte ihn schon öfter im Stich gelassen, doch so noch nicht. Nicht einmal das gewohnte Husten ließ sich unter der Motorhaube hören. Es war, als wäre die gesamte elektrische Anlage des Wagens außer Betrieb.

»Wir sitzen fest«, sagte Piere Laguère. »Der Wagen tut’s nicht mehr. Habt ihr eine Ahnung, wo wir sind?«

Im selben Moment bereute er die Frage. Seinen Töchtern saß immer noch der Schreck von vorhin in den Gliedern. Die Straße, auf der sie gefahren waren, war von den Gewalten der Natur weggespült worden. Natürlich konnten sie nicht wissen, wo sie sich gerade befanden. Er wusste es doch selbst nicht.

Eine weiße Burg? Seltsam!

Er hatte nie etwas von einer weißen Burg gelesen, und doch stand sie da. Nicht im eigentlichen Sinne abschreckend, nur die Tatsache, dass sie wirklich existierte, irritierte Piere Laguère. Sie durfte gar nicht hier stehen. Sie war in keiner Karte vermerkt gewesen.

Aber was sollte jetzt das ganze Grübeln? Sie saßen fest, und es blieb ihnen gar keine andere Wahl, als zur Burg hinüberzugehen.

Und den Weg nach Ainsa zurücklaufen? Ein Wahnsinnsgedanke.

Sie wären mehr als einen Tag unterwegs gewesen.

Unter ihnen lagen die Wolken. Tiefer im Tal tobte das Ungewitter wie vorher. Sie waren einer Hölle entronnen, und Laguère wollte nicht dorthin zurück. Er stieg aus. Inzwischen hatte es sogar aufgehört zu

tröpfeln. Sie waren nicht weiter als einhundertfünfzig Meter von der weißen Burg entfernt.

Warum eine weiße Burg? Warum hier in dieser Gegend?

Laguère wusste keine Antwort darauf. Er war ein praktisch veranlagter Mensch. Er würde hingehen und fragen. Vielleicht konnte man ihm dort helfen. Vielleicht hatte der Burgherr einen Wagen, mit dem er ihn und seine Töchter zurückbringen konnte.

»Vertretet euch die Beine«, sagte er. »Wir kommen hier ohnehin nicht weiter. Geht mal mit mir. Wer hier lebt, muss ein Eremit sein. Da kann es nicht schaden, wenn ich mit zwei jungen, hübschen Französinnen aufkreuze. Das wird ihn milde stimmen und Verständnis für unsere Lage wecken.« Wohlgefällig betrachtete er seine Töchter.

Nana war siebzehn, trug einen Rock, der knapp über den Knien endete, und die Formen ihrer jungen Brüste drückten sich gegen die weiße, hochgeschlossene Bluse. Piere Laguère hatte schon immer darauf geachtet, dass seine Töchter modische Firlefanzen – wie er sie nannte – nicht mitmachten. Er wollte, dass sie stets züchtig gekleidet waren. Noch dazu, wo beide Töchter ausnehmend hübsch waren.

Man musste schon aufpassen, wenn man sie nicht an irgendwelche hergelaufene Galane verlieren wollte.

Bisher hatte der Bäcker aus dem Loiretal streng über seine beiden Töchter gewacht, und er hatte fest vor, auch weiterhin dafür zu sorgen, dass sie nicht in falsche Hände gerieten. Josephine und Nana waren sein Ein und Alles.

Josephine war etwas kleiner als die jüngere Nana. Aber auch sie war sehr ansehnlich. Sie bediente zusammen mit Nana die Kunden im Laden, und Piere Laguère registrierte nicht ohne Befriedigung, dass sein Geschäft seither einen enormen Aufschwung erlebt hatte.

Neue Kunden, besonders junge Männer scheuten auch Entfernungen bis zu zwanzig Kilometer nicht, um bei ihm einkaufen zu können.

Laguères Blick löste sich von seinen Töchtern. Das war wirklich nicht der Augenblick, um ans Geschäft zu denken. Der Wagen lief nicht mehr, und er befand sich in einer Gegend, die er nicht kannte und wenig weit von einer geheimnisvollen Burg entfernt, von der er noch nie etwas gehört noch gelesen hatte. »Gehen wir«, entschied er.

Die Töchter folgten ihm gehorsam. Der Regen hatte vollkommen aufgehört. Aber etwas anderes geschah. Etwas sehr Seltsames.

War der Himmel vor wenigen Minuten noch grau gewesen, so verfärbte er sich jetzt zu einem irrlichternden Grün. Laguère hatte so etwas noch nie gesehen, doch er hielt dieses Phänomen für eine Eigenheit, die vielleicht nur in den Pyrenäen auftauchte. Schließlich gab es in seinem Loiretal auch keine Nordlichter, obwohl deren Existenz nie bestritten war.

Der brave Bäcker schritt forsch aus, und seine Töchter folgten ihm

willig.

Die Burg – oder sollte man besser sagen: das Schloss – war tatsächlich weiß. Marmorquader war auf Marmorquader getürmt. Es musste ein Vermögen gekostet haben, dieses Bauwerk hier in der Abgeschiedenheit dieser unzugänglichen Berge zu errichten.

Laguère dachte praktisch. Er schloss daraus, dass der Besitzer es sich leisten konnte, gastfreundlich zu sein.

Schließlich stand er am Tor.

Vergeblich suchte er nach einer Klingel, bevor es ihm einfiel, dass es hier kaum elektrischen Strom geben konnte. Die Masten mit den Drähten wären ihm aufgefallen. Dafür erspähte er einen Türklopfer, der schon sehr alt sein musste. Überhaupt machte das ganze Gebäude einen Eindruck auf ihn, als hätte es schon mehrere Jahrhunderte überdauert.

Umso frappanter war die Tatsache, dass es eigentlich noch ganz neu aussah. So, als wäre es erst vor wenigen Jahren errichtet worden.

Laguère nahm sich ein Herz. Er klopfte. Der Bäcker aus dem Loiretal musste auch nicht lange warten. Schon Sekunden später sprang die Pforte auf, obwohl weit und breit kein Mensch zu sehen war.

Wie von Geisterhand bewegt, öffnete sich das Tor.

Sein nächster Schritt war ein Schritt in eine andere Welt. Vergessen waren Gewitter, Donnergegroll und eine weggeschwemmte Straße, die ihm und seinen Töchtern um ein Haar zum Verhängnis geworden wäre.

Piere Laguère war einfach fasziniert. Er hatte nie Bäcker werden wollen. Das war der Wunsch seines Vaters gewesen, und er hatte gehorcht, wie es damals Sitte war. Doch viel lieber hätte er studiert und sich einen Beruf gesucht, der nicht so sehr körperliche Kräfte als einen lebendigen Geist von ihm verlangt hätte. Es war nichts draus geworden, und er trauerte den vergangenen Zeiten auch nicht nach.

Doch von jeher hatte er versucht, mehr als ein Bäcker zu sein.

Er hatte viel gelesen, sehr viel gelesen. Vor allem kunsthistorische Bücher. Deshalb konnte er jetzt auch genau beurteilen, in welcher Epoche dieses Bauwerk entstanden sein musste. Er schätzte auf 14. bis 15. Jahrhundert und schalt sich gleichzeitig einen Narren, da das Gebäude, in dem er jetzt stand, allenfalls einige Jahre alt sein konnte. Keine Spur von Verwitterung, keine Spuren davon, dass der Zahn der Zeit an diesem Bauwerk genagt hatte.

Er stand in einem Innenhof, der noch so jung war, als wären seine Mauern von kunstvollen Handwerkern erst vor kurzer Zeit aufgeschichtet worden. Wirklichkeit und Historie vertrugen sich nicht miteinander.

Piere Laguère, der belesene Bäcker aus dem Loiretal, stand vor einem Rätsel.

Doch es sollte noch viel schlimmer kommen. In diese architektonische Mixtur aus Orient und Okzident kam plötzlich Leben. Ein spitzgiebeliges Portal tat sich auf. Musik, als würde ein scharfer Wind über die Saiten einer Geige streichen, erklang. Ferne Trommeln schlugen dumpf einen monotonen Rhythmus. Das Grün des Himmels, das den Hof überspannte und seinen Widerschein auf die weißen Mauern warf, wurde noch unwirklicher. Es veränderte sich in einen Gelbton hinüber, und jetzt wusste auch Piere Laguère, dass diese Erscheinungen nicht mehr wirklich sein konnten.

Mit einer unsichtbaren Faust griff nackte Angst an seine Kehle.

Auch die Töchter hinter ihm standen wie erstarrt.

Das Tor war mit einem berstenden Krachen zugefallen.

Laguère wollte schreien, doch er konnte es nicht. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Jetzt waren seine Augen genauso weit wie die der Tochter Nana, als sie mit Schrecken hinausgestarrt hatte in eine entfesselte Natur.

Das Gelb des Himmels wandelte sich in einen Orangeton. Piere Laguère fühlte sich wie unter einer riesigen Käseglocke, die diesen grausigen Ort von der Umwelt abschirmte. Und es war ein grausiger Ort.

Hatten bisher noch leichte Zweifel seine Hoffnung genährt, so wurde er sofort eines Besseren belehrt.

Unter den maurischen Bögen der Säulenhalle öffnete sich eine Tür.

Eine Gestalt trat ins Freie. Ein ungeheuer hagerer Mann. Sein Alter war unmöglich zu schätzen.

Sein weißer, bis an das Brustbein reichender Bart sah aus, als hätte er Rostflecken. Er floss in wohlgeordneten Locken herab auf die altertümliche Kleidung. Die Pluderhosen waren an den Oberschenkeln durchbrochen und ähnelten damit der Kleidung, wie spanische Söldner des ausgehenden 15. Jahrhunderts sie trugen. Die dürren Beine steckten in einem schwarzen engen Trikot, das sogar die heraustretenden Adern an den Waden erkennen ließ. Schwarz war auch das silbern bestickte Wams mit den Puffärmeln, aus denen blutig rot der Unterstoff gleißte.

Eigentümlich flackerten die dunklen Augen des Mannes unter der hohen Stirn, auf der ein spitz zulaufender, breitkrempiger Hut saß.

Eine Feder wippte keck. Die Schwanzfeder eines Fasanenmännchens. Sie schillerte wie Öl auf brackigem Wasser.

Die Augen der Gestalt wandten sich in ihre Richtung und schienen sich förmlich an den drei Ankömmlingen festzusaugen. Die Lippen breiteten sich zu einer Art Lächeln aus, wie es Piere Laguère noch nie vorher gesehen hatte.

Freude war daraus zu lesen, Erstaunen und vielleicht sogar eine Spur von Mitleid. Doch das Mitleid verschwand zuerst wieder aus diesem

Blick. Die Gestalt setzte sich in Bewegung und kam mit seltsam gestelzten Schritten auf die drei Menschen zu.

Wie ein stolzer Reiher, durchfuhr es den Bäcker Piere Laguère.

Doch das war der letzte Gedanke, den er fassen konnte.

Leere breitete sich plötzlich aus in seinem Gehirn. Nur sehen konnte er noch, denken konnte er nicht mehr.

Er war wie seine Töchter gefangen und gebannt von dieser Gestalt. Und diese Gestalt konnte kein Mensch sein.

Laguère registrierte gerade noch, dass er von einer leichenartigen Starre befallen wurde. Eine Starre, gegen die er sich nicht wehren konnte. Er wollte sich umdrehen, doch sein Körper gehorchte nicht mehr seinem Willen. Er schaute den weißbärtigen Mann mit dem spitzen Hut an.

Kein Wort war gefallen, seit sie den Burghof betreten hatten.

Doch jetzt bewegten sich die Lippen der Gestalt, deren Alter nicht zu bestimmen war, und die aus den vergilbten Seiten vergessener Geschichtsbücher entstiegen schien.

»Herzlich willkommen auf meinem bescheidenen Gut. Gäste sind hier selten, müssen Sie wissen.«

Laguère verstand jedes Wort, obwohl die Gestalt spanisch gesprochen hatte. Dabei hatte der einfache Bäcker nie spanisch gelernt. Es war kein normales Verstehen. Die Lippen des Spitzhütigen bewegten sich zwar, doch seine Stimme klang im Gehirn Laguères.

»Ich freue mich wirklich außerordentlich«, klang es hohl. »Würden Sie mir bitte ins Innere folgen.«

Die Gestalt in der antiquierten Kleidung wandte sich um. Mit hoch erhobenem Kopf stolzierte sie voraus. Verwundert sah Piere Laguère auf seine Beine hinunter. Ohne dass er es wollte, setzten sie sich in Bewegung. Er war reiner Zuschauer. Sein Körper bewegte sich von selbst, als würde an unsichtbaren Fäden gezogen.

Die Tür unter dem Arkadengang war offen geblieben. Kunstvoll gefertigte Mosaike erinnerten fern an die Pracht der Alhambra.

Die Gestalt schritt voraus, und der Bäcker und seine jungen Töchter folgten. Ihr Wille war gelähmt, obwohl ihre Sinne jede Einzelheit wahrzunehmen imstande waren.

Sie kamen in eine riesige Halle, durch deren farbige Glasfenster das Innere in eine verwirrende Vielfalt von Farben getaucht wurde.

Ein Süchtiger, der LSD schluckte, hätte vielleicht daran gedacht, dass seine wirren Träume Wirklichkeit geworden wären.

Der Saal war groß, seine Marmorfliesen glatt und kalt, die Wände ohne jeden Schmuck. Deshalb wurde ihr Blick sofort von dem einzigen Gegenstand gefesselt, der sich in der Mitte der Halle erhob.

Ein blendend weißer Sarg aus Alabastermarmor.

Neben dem Sarkophag blieb die Gestalt stehen.

»Wir sind hier, liebe Freunde«, sagte er hohl. »Tretet ein in mein Reich.« Der Spitzhütige legte nur die Kuppe eines Fingers an den schweren Deckel des Sarkophages. Lautlos glitt er zurück.

Laguère glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als der schwere Deckel in der Luft schweben blieb. Er war von einem blauen, flirrenden Licht umgeben. Dasselbe flirrende Blau entströmte auch der geöffneten Gruft.

Wie in Trance schritt Piere Laguère darauf zu.

Er sah die schmale Treppe und schritt langsam die Stufen hinunter. Seine beiden Töchter folgten ihm in kurzem Abstand.

Sie sahen aus wie jene Figuren in der Schaubude, die kürzlich erst in ihrem Dorf im Loiretal gastiert hatte. Madame Gertau's Wachsfigurenkabinett hatte es sich genannt. Auch in diesem kaum beleuchteten Zelt hatten die Akteure leichenstarr dagestanden. Ihre Augen waren aus gefärbtem Glas, die Haut künstlich.

Piere Laguère und seine Töchter waren an Mördern, berühmten Henkern und an Staatsmännern vorbeigelaufen, an berühmten Mätressen und an Prominenz der Gegenwart.

Genauso starr und bleich sahen auch sie jetzt aus. Nur: Aus diesem Kabinett des Grauens gab es kein Entrinnen…

***

Nicole Duval war noch schlaftrunken, als es unten klingelte. Sie fuhr aus dem Bett hoch, schlüpfte schnell in den Morgenmantel, den sie über eine Stuhllehne gehängt hatte. Sie hatte Morgendienst. In diesem Augenblick erinnerte sie sich daran.

Rafael, der Hausdiener, hatte drei Tage frei genommen, um zur Beerdigung seiner Schwester nach Vichy zu fahren.

Es wäre nicht Nicoles Aufgabe gewesen, schon zu einem so frühen Zeitpunkt aus den Federn zu fahren, doch sie hatte sich freiwillig dazu bereit erklärt. Sie tat oft mehr, als es ihre Anstellung als Privatsekretärin verlangt hätte.

Nicole Duval kam nicht am Spiegel vorbei. Sie war eben eine Französin. Mit den Fingern fuhr sie schnell ordnend in ihr Haar, bevor sie die Treppen zur Empfangshalle hinunterwirbelte. Die Müdigkeit war trotzdem noch nicht ganz aus ihren Gliedern gewichen, denn sie hatte die halbe Nacht durchgearbeitet. Bis um drei Uhr nachts hatte sie über einem Manuskript gesessen, das ihr ihr Brötchengeber den Tag vorher noch diktiert hatte. Es war ein wichtiger Aufsatz gewesen, der mit der heutigen Post weggeschickt werden sollte, damit er sobald als möglich in Druck gehen konnte.

Die Augenlider waren noch ein wenig schwer, als Nicole die Tür öffnete. Frische Morgenluft strömte herein, und die machte die reizende Frau wach.

Doch das war nicht der einzige Grund, warum der Schlaf schlagartig aus ihren Augen wich. Professor Zamorras Sekretärin hatte die Bäckerin schon öfter gesehen. Immer wenn sie unten im Dorf einmal eingekauft hatte. Doch wie hatte die Frau sich verändert!

Madame Laguère sah trotz der frühen Stunde verweint aus. Sie musste Sorgen haben, ganz große Sorgen. Ihre Hände zitterten, als sie den Korb mit den frischen, knusprigen Croissants übergab. Sie dufteten ofenfrisch, doch Madame Laguère kämpfte mit den Tränen.

So hatte Nicole diese lebenslustige, resolute Frau noch nie erlebt.

»Madame Laguère«, sagte sie, »was ist mit Ihnen? Sonst liefert doch immer Ihr Mann aus oder eine Ihrer Töchter?«

Das war das Stichwort für die etwas dickliche Madeleine, endgültig unter der Last ihrer Sorgen zusammenzubrechen.

Nicole hatte den Brotkorb noch nicht richtig gefasst gehabt. Der Korb bekam das Übergewicht, und die frischen Croissants rollten die große Freitreppe vor dem Château de Montagne hinab.

Zamorras Sekretärin konnte sich jetzt nicht darum kümmern. Die Frau machte ihr weit größere Sorgen. Ihre stämmigen Beine knickten ein, und noch ehe Nicole etwas dagegen unternehmen konnte, fiel die Bäckerin zu Boden.

»Mon Dieu«, entfuhr es Nicole, »Madame Laguère! Was ist los mit Ihnen? Ist Ihnen übel?«

Die dralle Bäckersfrau antwortete nicht. Mit geschlossenen Lidern lag sie auf der Treppe.

Panik kroch in Nicole hoch. Was sollte sie nur mit dieser Frau machen? An Situationen dieser Art war sie nicht gewöhnt. Da fiel ihr ein, dass sie noch ein Fläschchen Riechsalz auf ihrem Zimmer hatte.

Es stammte aus Zeiten, wo sie es auch öfter mal benutzt hatte. Inzwischen konnte sie kaum mehr etwas erschüttern. Ohnmächtige Bäckersfrauen bildeten die berühmte Ausnahme von der Regel.

Professor Zamorras Sekretärin ließ Madame Laguère liegen und hastete in das Schloss zurück. Ihr Zimmer lag im Erdgeschoss. Doch dorthin kam sie gar nicht.

Professor Zamorra kam ihr entgegen. Er hatte um seinen athletischen Körper einen grünseidenen Morgenmantel geschlungen. Die Augenbrauen in dem männlich markanten Gesicht rückten hoch, als er seine Sekretärin mit erhitztem Gesicht auf sich zulaufen sah.

»Was ist los?«, fragte er fast ein wenig amüsiert, »willst du den Weltrekord im Treppenlaufen brechen?«

»Oh, Chef, gut, dass du schon wach bist!«, keuchte Nicole. »Etwas Fürchterliches ist passiert.«

»Etwas Fürchterliches?« Zamorra lächelte und legte seine Hand auf Nicoles Schulter. Er spürte, dass seine Sekretärin zitterte.

»Oh, da scheint ja wirklich etwas passiert zu sein.«

»Und ob«, keuchte Nicole Duval immer noch außer Atem. »Madame Laguère liegt draußen auf der Freitreppe. Sie ist ohnmächtig geworden.«

»Madame Laguère, wer soll das denn sein?«

»Die Frau des Bäckers im Dorf. Wir bekommen jeden Morgen die frischen Croissants von ihnen.«

»Ach ja, und die ist ohnmächtig. Ich hätte Verständnis dafür gehabt, wenn der Sohn des Bäckers vor der Tür gestanden hätte. Dein Morgenrock klafft nämlich auf, Nicole.«

Zamorras Sekretärin sah an sich hinunter. Sie konnte es nicht vermeiden, dass ihr Gesicht rot anlief. Nicole Duval pflegte nackt zu schlafen.

»Aber Chef!«, sagte sie vorwurfsvoll. »Madame Laguère hat keinen Sohn, und im Übrigen würde ich dich bitten, deine amerikanische Abstammung zu vergessen. Ich weiß, dass Amerikaner manchmal etwas auf die leichte Schulter nehmen, doch der Fall da unten«, sie wies mit dem Daumen über die Schulter zurück, »scheint mir tatsächlich ernst zu sein. Ich gehe nur schnell in mein Zimmer und hole etwas Riechsalz. Würdest du so freundlich sein…«

Zamorra hatte schon verstanden. »Entschuldige, Nicole.« Er hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. »Nur weiß ich eben, dass die Morgenstunde nicht unbedingt deine beste ist. Ich wollte dich etwas aufheitern. Wenn ich diesmal in der Wahl meiner Mittel daneben gegriffen haben sollte, dann entschuldige ich mich.«

»Nun hör endlich auf«, sagte Nicole, und ihre Augen schillerten grün. »Das ist wirklich nicht die Gelegenheit, mich daran zu erinnern, dass ich ein Morgenmuffel bin. Sieh lieber nach der Frau, während ich nach dem Riechsalz suche!«

Jetzt ließ Zamorra seine Sekretärin stehen. Wenn sie so kurz angebunden zu ihm sprach, dann musste wirklich etwas passiert sein, etwas, das den Rahmen des Üblichen weit sprengte.

Er nahm die letzten Stufen immer drei Treppen auf einmal.

Madame Laguère lag noch so, wie Nicole sie verlassen hatte. Die Frau rührte sich nicht. Als Zamorra sie so daliegen sah, erinnerte er sich auch wieder an sie. Und gleichzeitig war er betroffen. Das Gesicht der Bäckersfrau war totenblass. Es musste mehr dahinter stecken, als ein normaler Schwächeanfall.

Kurz entschlossen bückte sich Professor Zamorra nieder. Seine Hände fuhren unter den Körper der Frau. Madame Laguère war alles andere als leicht. Sie gehörte dem Mittelstand an, und das auch noch im goldenen Herzen Frankreichs. Sie war um die vierzig Jahre alt und hatte bisher in der Gewissheit gelebt, dass bescheidener Reichtum auch dazu berechtigte, dem Körper etwas mehr Pfunde aufzuladen, als es gesundheitlich zu verantworten gewesen wäre.

Professor Zamorra schaffte es trotzdem. Er war durchtrainiert. Zamorra pflegte regelmäßig Sport zu treiben und war auch in Kampftechniken wie Karate und Boxen ständig geübt. Zamorra trug die Frau in die Empfangshalle und von dort in einen angrenzenden Salon. Auf einer breiten, mit Brokat bestickten Couch legte er sie nieder. Anschließend zog er die mitternachtsblauen schweren Vorhänge zurück.

Warm und hell sickerten die ersten Strahlen der Morgensonne durch die dicken und roh gewirkten Gardinen und warfen damit auch ein freundlicheres Licht in den Raum.

Mit einem Male sah alles gar nicht mehr so düster aus.

Da betrat auch Nicole Duval den Salon. Mit ihrem Fläschchen Riechsalz in der Hand kam sie sich ziemlich nutzlos vor.

Zamorra gab ihr mit einem Blick zu verstehen, dass ihre Anwesenheit nicht mehr nötig sei. Er wollte mit der Bäckersfrau alleine gelassen werden.

Nicole verstand diesen Blick. Dezent zog sie sich zurück.

Zamorra hatte andere Möglichkeiten, eine bewusstlose Frau in die Wirklichkeit zurückzurufen. Der Professor griff nach dem Puls der Frau. Er lief ruhig, wenn auch sehr schwach. Die Stirn fühlte sich kühl an.

Madame Laguère öffnete die Augen von selbst. Sie wollte hoch von ihrem Lager, doch als sie in die Augen Zamorras blickte, sank sie in die Kissen zurück.

Etwas Beruhigendes ging von diesem Mann aus. Sie hatte ihn noch nie aus der Nähe gesehen.

Unten im Dorf erzählte man sich skurrile Geschichten über den Amerikaner, der so plötzlich dieses Schloss im Loiretal geerbt hatte.

Aber die Leute hier sind eben abergläubisch. Manche dichteten ihm sogar an, dass er ein Alchimist wäre, der immer noch versuche, Gold zu machen. Dabei hatte es in der Lokalzeitung bei Gott genügend Berichte über den Professor vom Château de Montagne gegeben.

Die Artikel kündeten regelmäßig von großen wissenschaftlichen Erfolgen, die Professor Zamorra schon errungen hatte. Sie berichteten davon, dass Professor Zamorra der Verfasser von richtungsweisenden Werken über Parapsychologie und Dämonologie war. Aber trotzdem hatten viele Leute unten in den Dörfern immer noch ein wenig Angst vor ihm.

Auch Madame Laguère hatte sich immer ein wenig vor ihm gefürchtet. Nur mit Widerwillen hatte sie den Weg genommen, der zum uralten Schloss Zamorras führte. Doch ihre Angst schmolz jetzt dahin, wie das dünne Eis der Weiher unten im Tal den warmen Strahlen der Frühlingssonne weicht.

Die Augen, die sie ansahen, waren mitfühlend, ihr Blick voller Güte.

In diesem Augenblick fühlte Madame Laguère: Diesem Mann konnte sie sich ganz anvertrauen. Ihre Angst verflog, als hätte es sie nie gegeben.

»Madame Laguère«, sagte Zamorra sanft.

»Herr Professor«, kam müde die Antwort.

»Es ist Ihnen nicht wohl. Ich habe mir erlaubt, Sie in mein Haus zu bringen. Sie sind draußen auf der Treppe zusammengebrochen. Sie erinnern sich.«

Aufs Neue wollten ihre Augen vor Tränen überfließen. Doch etwas in Zamorras Blick hinderte sie daran.

»Wollen Sie mir Ihre Sorgen nicht erzählen?«, fragte Zamorra.

Erschrecken malte sich auf das Gesicht der Frau. »Sie wissen…?«

»Man muss kein Hellseher sein, um Ihnen anzumerken, dass Sie leiden. Erzählen Sie mir. Ich möchte Ihnen helfen.«

»Es… es … es ist wegen meinem Mann und meiner Töchter.«

Mehr sagte die Frau nicht. Die Worte waren nur so herausgesprudelt. Doch sie machte keine Anstalten, fortzufahren.

»Was ist mit Ihrem Mann?«, fragte Zamorra ruhig. »Was ist mit Ihren Töchtern?«

»Weg sind sie, weggefahren und nicht mehr wiedergekommen.«

Die Frau schrie beinahe auf.

»Wann war das?«

»Zwei Wochen ist es her. Und nur eine Woche wollten sie wegbleiben.«

»Und Sie haben kein Lebenszeichen von ihnen bekommen?«

»Doch.« Die Frau nestelte in den Falten ihres Kleides. Ihre fleischige Hand kam mit einer Karte zurück. Einer Ansichtskarte. »Und ich habe von ihnen geträumt.«

Zamorra erkannte die Burg von Andorra.

»Darf ich die mal haben?«, fragte er.

»Lesen Sie nur! Lesen Sie nur!« Die Frau war schon wieder den Tränen nahe. »Diese Karte habe ich bekommen. Es war das Letzte, was ich von ihnen gehört habe.«

»Von ihnen?«

»Ja, von meinem Mann und meinen beiden Töchtern.«

»Wenn ich Sie richtig verstehe, sind sie nicht pünktlich zurückgekehrt.«

»Nicht pünktlich zurückgekehrt.« Die einfache Frau versuchte ihrer Stimme einen Anklang von Hohn zu geben. Doch dieser Versuch scheiterte kläglich. Vielleicht hatte sie die ganze Situation damit ein wenig herunterspielen wollen. Vielleicht schämte sie sich. Aber bloßes Mitgefühl brauchte sie jetzt nicht. Was sie brauchte, das war Unterstützung.

Sie brauchte einen Menschen, der sich ihrer Sorgen annahm. Und

ganz hinten in den Tiefen ihres Gehirns wuchs die Gewissheit, dass Professor Zamorra, der verschriene Herr des Château de Montagne, der einzige war, der ihr vielleicht noch helfen konnte. Viele Möglichkeiten hatte sie nicht mehr.

Madame Laguère war verzweifelt. Sie war verzweifelt, wie eine Frau nur sein konnte, die ihre Liebsten verloren hatte.

Professor Zamorra brauchte keine Fragen zu stellen. Er erkannte es auch so. »Ich werde versuchen, Ihnen zu helfen«, sagte er nur.

»Sie müssen mir nur vertrauen. Bleiben Sie ganz ruhig liegen.«

Madame Laguère, die Bäckersfrau, streckte sich aus und gehorchte vollkommen den Befehlen Professor Zamorras. »Ich tue alles, was Sie sagen«, meinte sie, und ein tiefer Ernst klang aus ihrer Stimme.

Sie hatte vorher nie daran gedacht, dass sie dieser Äußerung fähig gewesen wäre. Doch aus den Augen dieses Mannes sprach ein dermaßen tiefer Ernst, der sie nicht anders entscheiden lassen konnte.

»Helfen Sie mir«, sagte sie noch.

Zamorra legte ihr beruhigend seine Hand auf die Stirn. »Madame Laguère, ich kann nichts versprechen, aber ich werde alles versuchen, Ihnen zu helfen. Darf ich die Karte einige Zeit behalten?« Die Frau nickte.

Zamorra sah darauf. Die Schrift war steil und ungelenk. Zu allem Überfluss war sie auch noch von Tränen verwischt, Zamorra konnte trotzdem noch den Poststempel entziffern.

Ainsa, las er. War das nicht ein Bergnest im nördlichen Spanien?

***

Professor Zamorra hatte die Vorhänge wieder zugezogen. Der Raum war in diffuses Zwielicht getaucht.

Madame Laguère lag ausgestreckt auf der Couch. Zamorra hatte ihr geraten, es sich bequem zu machen. Unter dem Eindruck seiner sonoren, freundlichen Stimme gehorchte die Frau. Sie lag da und fixierte Zamorras Augen so, wie er es von ihr verlangt hatte.

»Ganz ruhig«, sagte Zamorra und versenkte seinen Blick in die Augen der einfachen Frau. Mit abgespreizten Fingern beschrieb er einige Zeichen vor ihrem Gesicht, die die Frau beeindrucken und ablenken sollten.

»Bleiben Sie ganz ruhig, Madame Laguère. Es wird Ihnen nichts geschehen. Sie werden gleich müde werden, furchtbar müde. Und Sie werden schlafen. Es wird ein wunderbarer Schlaf sein, und Sie werden sich erholen. Schon jetzt spüren Sie, wie die Aufregung abklingt. Es wird immer besser, und Sie fühlen sich immer wohler.«

Professor Zamorra hypnotisierte die Frau. Der Rapport war sehr schnell hergestellt. Madame Laguère erwies sich als ein ausgezeichnetes Medium, das auf jede von Zamorras Suggestionen

einging.

Zamorra versuchte in die Tiefen ihres Unterbewusstseins einzudringen. Er wollte den Inhalt des Traums erfahren, an den Madame Laguère sich nicht mehr erinnern konnte.

»Schlafen Sie tief und fest«, meinte er nochmals.

Die Bäckersfrau hatte die Augen geschlossen. Die Lider flackerten nicht mehr.

»Sie schlafen wieder, wie letzte Nacht«, versetzte Zamorra sie in der Zeit zurück. »Und bald schon werden Sie sehen, dass der Traum wiederkommt. Doch jetzt werden Sie mir Ihren Traum erzählen. Wie in der vergangenen Nacht wird Ihnen wieder jede Einzelheit gegenwärtig. Erzählen Sie.«

Die Frau bewegte die Lippen. »Weiße Mauern…«, murmelte sie.

»Ich sehe weiße Mauern.«

»Und, was geschieht dort?«

»Mein Mann!«, schrie die Frau plötzlich auf und wollte sich von ihrem Lager erheben. Zamorra drückte sie sanft aber bestimmt zurück. Ihr rechter Arm fuhr trotzdem hoch. Der Zeigefinger war ausgestreckt.

»Und dort! Josephine! Nana!«

»Ruhig, ganz ruhig«, sagte Zamorra zum wiederholten Mal. »Was ist mit Ihrem Mann? Was ist mit Nana? Was ist mit Josephine?«

Ein Zittern lief über den Körper der Frau. Doch ihr Atem wurde flacher. »Sie gehen auf weiße Mauern zu. Eine Burg, ja eine Burg.«

»Können Sie etwas von der Umgebung erkennen?«

»Ein hoher Berg; Schnee liegt auf dem Gipfel.«

»Was machen Ihr Mann und Ihre Töchter jetzt?«

»Die weißen Mauern haben einen Mund, der Mund öffnet sich. Wind tobt. Mein Mann und meine Töchter werden angesaugt.«

Wieder wollte die Frau in Panik geraten, doch einige beschwörende Worte versetzten sie wieder in einen apathischen Zustand zurück. Sie lag wieder still da und schilderte nur, was der Traum ihr gezeigt hatte.

»Ein Mann mit einem weißen Bart steht in einer Höhle. In der Höhle ist es dunkel. Aber ich kann trotzdem alles sehen. Das Licht kommt aus den Wänden, aus der Decke, ja sogar aus dem Fußboden. Das Licht flimmert.«

»Was geschieht mit Ihrem Mann?«

»Er sitzt auf einem Stuhl. So einen Stuhl habe ich noch nie gesehen. Er hat eine sehr hohe Lehne.«

»Und jetzt?«

»Vom Himmel herab kommt ein schwarzes Eisen. Es ist… ich kann es nicht genau erkennen …« Die Frau atmete schwer.

»Und jetzt?«

»Nein!« Die Bäckersfrau schrie gellend auf. »Nein, bitte nicht!«

Zamorra brauchte seine ganze Kraft, um die Frau auf dem Lager

zurückzuhalten. Die Beine zuckten krampfhaft. Plötzlich erschlaffte die Frau unter seinem Griff. Ihr Kopf fiel zur Seite. Der Schock war zu groß gewesen. Zamorra drang nicht weiter auf sie ein. Er wusste, was hier vom »Himmel« gefallen war. Es war die Garotte.

Mitleid lag in Zamorras Blick, als er die Frau so daliegen sah. Behutsam erweckte er sie aus ihrem hypnotischen Schlaf, der das Geheimnis dieser Nacht preisgegeben hatte. Zamorra hatte mit einem Traum dieser Art gerechnet. Es war ein prophetischer Traum gewesen, und er signalisierte dem Fachkundigen, dass der Bäcker Laguère und seine Töchter sich in höchster Gefahr befinden mussten. Mit einigen weiteren geschickten positiven Suggestionen erreichte Zamorra, dass die Frau wieder ruhig wurde und aus ihrer Lethargie erwachte.

Als sie schließlich die Augen aufschlug, sah sie beinahe glücklich aus. Zamorra hatte ihr auch die Erinnerung an ihren Traum genommen.

»Sehen Sie«, lächelte er, »es ist schon vorbei. Wie fühlen Sie sich jetzt?«

Die stämmige, Frau tastete an sich hinab. »Ich glaube gut, ja. Ich fühle mich ganz gut. Als hätte ich fünfzehn Stunden durchgeschlafen.«

Mit etwas unsicheren Bewegungen setzte sie sich auf. Ihre kurzen Beine reichten nicht ganz bis zum Boden hinunter. Zamorra streckte die Hand aus und half ihr hoch.

»Beunruhigen Sie sich nicht mehr«, sagte er. »Ich werde mich um das Verschwinden Ihres Mannes kümmern. Haben Sie schon Anzeige erstattet?« Im gleichen Augenblick bereute er seine Worte.

»Anzeige? Wozu?«

»Anzeige ist natürlich das falsche Wort, ich meinte eine Vermisstenmeldung.«

Die Frau schüttelte den Kopf. Zamorra hätte sich die Frage sparen können. Natürlich hatte sie keine Anzeige erstattet. Einfache Menschen ihres Schlages mieden den Umgang mit Behörden. Sie schoben auch notwendige Kontakte vor sich her. Die Behördenwillkür und die Willkür ihrer Feudalherren hatten im Laufe von Jahrhunderten Aversionen und geheime Ängste entstehen lassen, die im Laufe einer einzigen Generation nicht so schnell hinweggefegt werden konnten.

»Macht nichts«, sagte Zamorra deshalb. »Ich werde mich selbst darum kümmern.« Er unterhielt sich fast noch zwanzig Minuten lang mit der Frau. Dann wusste er, was er wissen musste.

»Haben sie nochmals vielen Dank, Professor«, sagte Madame Laguère und sah betreten zu Boden. Die Hand, die sie eben noch ausgestreckt hatte, hielt sie jetzt wieder zurück. Sie schien zu überlegen, ob sie Zamorra den Händedruck anbieten konnte. Daher ergriff der Professor sie.

Sein Lächeln war so einnehmend, dass auch das Gesicht der Frau sich

leicht in die Breite verzog. Beinahe sah sie glücklich aus. »Ich danke Ihnen nochmals sehr herzlich«, meinte sie und deutete einen Knicks an.

Zamorra versagte sich ein amüsiertes Schmunzeln. Die Frau verstand es nicht anders. Doch die stumme Zuneigung und den stillen Respekt, den sie damit bewiesen hatte, waren ehrlich gemeint.

***

Den Rest des Vormittags und auch den Nachmittag verbrachte Professor Zamorra mit fieberhaften Reisevorbereitungen und unzähligen Telefonaten. Dabei machte er sich eifrig Notizen, die er in einem kleinen schwarzen Buch sammelte. So trug er Stein um Stein zusammen, die er zu einem großen Mosaik sammeln wollte.

Am Ende des Tages war das Bild noch unvollkommen. Die größere Hälfte fehlte noch. Aber so viel war jetzt klar: Es hatte ein schweres Ungewitter über den Pyrenäen getobt, als der Bäcker aus dem Loiretal und seine Töchter verschwanden. Ihren Wagen hatte man tags darauf in einer abgelegenen Schlucht gefunden. Oben war die Straße intakt gewesen und der Unfall gab den bearbeitenden Polizeibeamten ein kaum zu lösendes Rätsel auf. Denn an jener Stelle, an der der Wagen in der Schlucht lag, war oben an der Straße nicht die geringste Spur davon zu entdecken, dass der Wagen von hier aus über den Abgrund gerollt war, obwohl er nur von diesem kleinen Straßenstück aus hinabgerutscht sein konnte. Doch so sah es eher aus, als wäre der Wagen von einer Riesenfaust gepackt in den bodenlosen Abgrund geschleudert worden.

Doch Riesen mit übermenschlichen Kräften gab es nicht mehr. Sie wurden von den Menschen der Neuzeit ins Reich der Fabel verwiesen.

Zamorra wusste es besser. Seine Studien und seine intensiven Forschungen hatten ihn gelehrt, dass die Welt der Menschen und die der Dämonen öfter ineinander greifen, als moderne Freidenker häufig gegen ihr besseres Wissen zugestehen wollen.

Die Welt der Dämonen – sie existierte genauso wie die irdische Welt.

Professor Zamorra hatte eine Fülle von Beweisen dafür zusammengetragen. Er zweifelte nicht eine Sekunde daran, dass der Bäcker Laguère und seine Töchter in den Einflussbereich einer Macht gekommen waren, die den Naturgesetzen und ihren Phänomenen spottete.

Der Bäcker und seine Töchter waren in die Macht eines Dämons geraten. Und Zamorra glaubte sogar seinen Namen zu kennen.

Die Umstände, die zum Verschwinden der Urlauber geführt hatte, sowie der Ort, an dem das geschah, ließ nur einen Schluss zu.

Zamorra verfügte über eine Spezialbibliothek von riesenhaften Ausmaßen. Ein Großteil seiner Bücher machten uralte Folianten aus,

die schon seit Jahrhunderten nicht mehr verlegt wurden, und die das geheime Wissen vergangener Generationen, ja ganzer vergangener Völkerschaften bargen.

Er hatte das Buch schnell gefunden, das er suchte. Nach kurzem Blättern hatte er die entsprechenden Seiten vor sich aufgeschlagen.

Ein Bild sprang ihm entgegen. Es war das vergilbte Porträt des schrecklichen Henkers Jaime y Ronza di Saratoga. Ein weißer gewellter Patriarchenbart floss ihm auf die Brust. Der Mann hätte gütig und wohlwollend ausgesehen, wenn nicht diese fürchterlichen stechenden Augen gewesen wären, die der Künstler versucht hatte, in Kupfer zu kratzen. Es war ein grausames Gesicht. Wie auch der Mann grausam war, dem es einst gehört hatte.

Jaime y Ronza di Saratoga. In jungen Jahren war er Mönch gewesen, las Zamorra. Dann brach die Zeit der verhängnisvollen Inquisition herein. Der kleine Mönch machte sich schnell einen großen und vor allem gefürchteten Namen als Hexenjäger.

Da die Güter der Gebrannten und Geschändeten eingezogen wurden, und sich der Hexenjäger jeweils ein großes Stück davon in die eigene Tasche wirtschaftete, kam er schnell zu einem enormen Reichtum. Doch mit der Zeit wurden seine bösen Machenschaften ruchbar. Er hatte gerade eine junge Adelige, die ihm nicht zu Willen sein wollte, als Hexe vor das Inquisitionsgericht gebracht und ihre Verurteilung durchgesetzt. Doch das Mädchen war bei den Arbeitern auf ihren Latifundien überaus beliebt gewesen. Als sie auf dem Scheiterhaufen schon brennend Jaime y Ronza di Saratoga mit einem furchtbaren Fluch belegte und es darauf aus allen Schleusen des Himmels zu regnen begann, überwand die tosende Menge auf dem Richtplatz ihre Furcht. Sie alle waren überzeugt, dass hier ein unschuldiger Mensch sein junges Leben gelassen hatte. Ihre erste Wut richtete sich gegen den Henker. Sie packten den Mann der Inquisition und warfen ihn in dasselbe Feuer, in dem gerade sein Opfer verschmorte.

Die Sage berichtet dann weiter, dass sich die Erde aufgetan habe und den Scheiterhaufen samt dem jungen Mädchen und dem Henker verschlungen hätte, damit das Feuer vom Regen nicht gelöscht würde.

Um die gleiche Zeit wurde das gesamte Gebirge von einem heftigen Erdbeben heimgesucht. Die Grundmauern, auf denen Saratogas weiße Burg stand, zerfielen wie die gesamte Burg zu Staub. Der Ort wurde seither gemieden. Nur Fremde verirrten sich manchmal dorthin. Man sagt, dass nicht alle von ihnen zurückgekommen seien.

Das Volksgericht auf dem Marktplatz von Ainsa hatte noch ein Nachspiel gehabt. Ein Nachspiel, dessen historische Wahrheit belegt ist.

Truppen des Königs kamen und richteten alle erwachsenen Männer des Dorfes hin. Es war der dunkelste Tag in der Geschichte Ainsas

gewesen.

Zamorra schlug den Folianten zu und stellte ihn an seinen Platz zurück. Er klingelte nach seiner Sekretärin.

Nicole stand schon nach dem ersten Ton im Zimmer. »Es geht wieder los, Professor?«, fragte sie kokett.

»Woher weißt du…?«

»Aber Professorchen.« Nicole Duval lächelte ihren Chef mit entwaffnender Freundlichkeit an. »Kennen wir uns jetzt nicht lange genug? Man sieht dir doch schon an der Nasenspitze an, dass du nach Spanien fahren willst. Was brauche ich dort zum Anziehen?«

Zamorra konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Mit Nicole hatte er ein absolutes Goldstück bekommen. Dabei hatte es einmal eine Zeit gegeben, in der Nicole erklärt hätte, dass ihr Professor hoffnungslos verrückt wäre, dass er Geistern und Gespenstern nachjage, die es überhaupt nicht gäbe. Diese Zeiten waren jetzt vorbei.

Auch Nicole hatte zu oft an eigenem Leib erfahren, dass Dämonen es immer wieder versuchten, Herrschaft über Menschen zu gewinnen. Mehr als einmal war sie nur knapp mit dem Leben davongekommen. Solche gemeinsamen Erlebnisse verbanden natürlich, und deshalb war Nicole Duval auch etwas mehr als Professor Zamorras Sekretärin.

Sie waren Freunde geworden, Freunde, die auch in der Not zueinander standen. Und wo Professor Zamorra hinging, pflegten sich die furchterregendsten Ereignisse geradezu zu überstürzen. Es war nicht einfach mit ihrem Professor. Aber um nichts in der Welt hätte sie diesen Job aufgegeben.

»Zieh dich warm an«, sagte Professor Zamorra. »Dort oben ist es kalt.«

Nicole lächelte leicht. »Aber es wird heiß hergehen?«

Zamorra antwortete nicht. Er schaute Nicole nur ernst an. Sehr ernst an.

»Kein Grund zum Scherzen, Nicole. Wenn es eine Versicherung gegen Henker gäbe, würde ich dir raten, sofort eine abzuschließen. Wir fahren noch heute Nacht los. Packe nur das Allernotwendigste ein.«

***

Ainsa eine Stadt zu nennen, wäre leicht übertrieben gewesen. Ein kleineres Städtchen vielleicht, dessen schmalbrüstige Häuser wie braune Schnecken an einen Berghang geklebt schienen. Rund fünftausend Einwohner lebten in dem Ort. An den Routen des Urlauberstroms liegt es nicht, und deshalb konnte man hier das nördliche Spanien noch ziemlich urwüchsig erleben. Die Gassen waren eng und mit einem stoßdämpfermordenden Kopfsteinpflaster belegt.

Der schwarze Citroën des Professors schluckte die Unebenheiten trotzdem. Vor ein paar Jahren war eine Umgehungsstraße gebaut

worden, die den Ort rechts liegen ließ. Aber Zamorra hatte die Abzweigung gewählt. Bis zur sagenumwobenen Burg des Henkers waren es zwar noch etliche Kilometer, doch Zamorra wählte eben dieses Städtchen zu seinem Stützpunkt, weil von hier aus auch der Bäcker und seine Töchter verschwunden waren.

Obwohl er einen Tag vorher noch mit dem Gendarmerieposten telefoniert hatte, vermied er es jetzt, sich den Beamten zu erkennen zu geben. Ihm war es lieber, wenn er auf eigene Faust recherchieren konnte. Das Notwendigste hatte er ohnehin schon erfahren.

Und die Tatsachen sahen nun einmal so aus, dass auch die Polizei nichts über das Verschwinden des französischen Bäckers wusste.

Aus seinem Michelin-Reiseführer wusste er, dass es hier ein kleines Hotel gab, das sogar mit zwei Sternen ausgezeichnet war. Für diese Umgebung ein fast luxuriöses Domizil. Das Hotel Esplanada sollte an einer breiteren Seitenstraße in der Nähe des Ortszentrums liegen. Zamorra hatte seinen Besuch telefonisch angekündigt und Zimmer bestellt.

Er war etwas früher dran, als er gedacht hatte. Vom Doppelturm der Kathedrale schlug es gerade die Mittagsstunde. Heiß knallte die Sonne auf den kreisrunden Platz in der Mitte des Städtchens. Die Kulisse hatte sich kaum verändert, seit hier an diesem Ort vor fünfhundert Jahren der Henker Jaime y Ronza von einer wütenden Volksmenge ins Feuer geworfen wurde.

Über der Stelle war ein Sockel errichtet worden, auf dem eine Madonna mit dem Jesuskind stand. Eine verwitterte Inschrift auf dem Sockel besagte, dass die Madonna von Ainsa die Stadt und ihre Bewohner für immer beschützen und vor den Mächten der Finsternis bewahren möge. Rund um die Statue waren Blumen gepflanzt, die ihre Köpfe in der Hitze hängen ließen.

Nicole parkte den Wagen vor der Kirche, und sie stiegen aus. Sie war froh, sich nach der langen Fahrt endlich wieder die Beine vertreten zu können. Das letzte Drittel des Weges hatte sie den schweren Wagen gesteuert.

»Ich habe Durst, Chef«, sagte sie.

»Das wundert mich nicht«, antwortet Professor Zamorra. »Bei dreißig Grad im Schatten?«

Sie steuerten eine der Bodegas an, die den Platz säumten. Billige Plastikstühle standen vor den Cafés und Tavernen. Auf ihnen saßen alte Männer mit grauen Stoppelbärten und Baskenmützen auf dem Kopf.

Doch dass auch sie reinblütige Spanier waren, bewiesen sie damit, dass mindestens drei von ihnen den zahnlosen Mund zu einem Pfiff spitzten.

Nicole sah aber auch wirklich zum Anbeißen aus. Sie trug ein kurzes

rotes Kleid, das ihre langen Beine und ihre hervorragende Figur gekonnt zur Geltung brachte. Sie sah so sexy aus, wie es ihrem Naturell entsprach. Die alten Männer schauten hinterher, als der kleine Po aufreizend an ihnen vorbeiwippte.

Zamorra schmunzelte. War das der Besitzerstolz, der ihn jetzt lächeln ließ?

Unbewusst schüttelte er den Kopf. Nein, das konnte es nicht sein.

Im Gegenteil. Der Damm, der sie bisher von körperlichen Kontakten abgehalten hatte, war gebrochen worden. Und oft gab es Sekunden, da wünschte Zamorra, dass Nicole seine Frau würde. Doch bei nüchterner Überlegung musste er zugeben, dass sein Leben, das er führte, nicht gerade die ideale Voraussetzung für eine Ehe war.

In der Taverne fuhr der Wirt – er war noch jung – hinter seiner Sportzeitung hoch. Aufgeregt strich er seine Haare glatt, um bei der Schönheit, die so plötzlich hereingekommen war, Eindruck zu machen. Doch Nicole achtete nicht auf ihn. Sie studierte die Tafel, an der das Getränkeangebot aufgezeichnet war und entschied sich für einen fruchtigen Bergtraminer.

»Aber eiskalt«, fügte sie bei ihrer Bestellung hinzu.

Zamorra trank eine Tasse Café nero. Ein schwarzes, höllisch heißes Getränk.

Der junge Wirt erklärte ihnen genau, wo sie das Esplanada finden würden. Es war nicht weit. Sie verabschiedeten sich schnell, und Zamorra befürchtete schon, dass er am Abend die gesamte potente jüngere und reifere Jugend von Ainsa vor dem Hotel verjagen müsste.

Nicoles Ankunft würde sich mit Windeseile herumsprechen.

Gegen halb zwei speisten sie vortrefflich zu Mittag. Zamorra, der sich ansonsten exzellenter Gaumenfreuden nicht versagte, hatte sich diesmal für eine Paella, das spanische Nationalgericht, entschieden.

Es schmeckte zwar deftig, doch es war köstlich in seiner Herbheit. In den körnig gekochten safrangelben Reis waren Fische aus den Bergbächen gebacken worden. Zusammen mit den Salaten ergab das ein wunderbares Mahl. Die Müdigkeit vertrieb ein doppelter Brandy.

Dann war Zamorra bereit, wieder etwas zu unternehmen. Ein Diener hatte ihr Gepäck bereits auf ihr Zimmer gebracht.

Zamorra wusste, wo Piere Laguère und seine Töchter abgestiegen waren. Die kleine Pension lag am Rand der Ortschaft, fast schon unten im Tal. Sie nannte sich Casa Pyrenäa und war auch innen so blitzsauber wie von außen. Nur die Frau, die im Hof stand, wollte nicht so recht in dieses ruhige Bild passen.

Sie war mager. Spitz stand ihre Nase hervor. Das grau werdende Haar stand strähnig um die Ohren.

Als Zamorra und Nicole ankamen, schimpfte sie gerade auf ein braunhäutiges Kind ein, das noch nicht das Schulalter erreicht hatte.

Sie tauchte hoch, als sie die Fremden in ihren feinen Kleidern sah. Sofort nahm ihr Gesicht einen Ausdruck an, den sie wohl für freundlich hielt.

»Ein Zimmer, Señores?«, fragte sie. »Ich habe die besten Zimmer hier in der Stadt.«

Zamorra lehnte dankend ab. »Gracias, Señora, aber ich suche kein Zimmer.«

Die kleinen Augen der Frau wurden sofort wieder misstrauisch.

»Was wünschen Sie dann?«

»Ich möchte mich nach Piere Laguère erkundigen. Er ist ein Freund von mir. Er wohnte doch bei Ihnen.«

Das Gesicht der Frau wurde verschlossen. Fast feindselig starrte sie Zamorra und seine Begleiterin an. »Dieses Franzosenpack«, sagte sie. »Einfach auf und davon zu laufen. Nicht einmal die Rechnung haben sie bezahlt. Und die Kleidung, die sie hatten! Ich sage Ihnen, da war nichts zu gebrauchen. Alles alte Fetzen.«

Zamorra gab seiner ersten Regung nicht nach, die darin bestanden hätte, die Frau einfach stehen und weiterkeifen zu lassen. Wenn er schon einmal hier war, dann wollte er auch sprechen. Er zückte seine Brieftasche und als würde die Frau auf Knopfdruck reagieren, machten ihre Züge wiederum eine wundersame Wandlung durch.

Aus Abweisung wurde staunende Neugierde und schließlich helle Freude. Wenn sie lachte, konnte sie auf ihre Art sogar hübsch aussehen.

»Ich hoffe, das reicht«, sagte Zamorra, und reichte ihr einen größeren Schein hinüber.

»Si, si, Señor. Das ist genau die Summe.«

Spätestens jetzt wusste Zamorra, dass er der Frau viel zu viel angeboten hatte. Doch er ließ es dabei bewenden.

»Monsieur Laguère ist ja nun leider verschwunden«, sagte er.

»Könnten Sie mir deshalb ein paar Fragen beantworten?«

»Wenn Sie mich nicht zu lange aufhalten. Sie sehen, ich habe zu tun.«

»Ich werde nicht lange brauchen. Eigentlich wollte ich nur sehen, wie er hier gelebt hat. Er war sicher sehr gut bei Ihnen aufgehoben.«

»Si«, strahlte die Frau. »Er war ganz begeistert vom Casa Pyrenäa. Und er wollte es all seinen Freunden weiterempfehlen. Brauchen Sie wirklich kein Zimmer, Señor? Ich vermiete auch für einen Nachmittag«, und dabei schaute sie Nicole an.

»Non, Señora. Bemühen Sie sich nicht. Wir sind nur auf der Durchreise. Die Polizei war bereits bei Ihnen?«

»Ja, sie haben das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Ich glaube gar, die haben gemeint, ich hätte die Franzosen beiseite geräumt. Aber ich sage Ihnen: Reichtümer waren bei denen nicht zu holen. Diese

Wäsche…«

»Hat Monsieur Laguère an jenem Nachmittag, an dem er verschwunden ist, gesagt, wo er hin wollte?«

»Ach, keinen Ton hat er gesagt. Aber ich weiß es trotzdem. Sie wollten zu den Bergen hinauffahren und von oben herunterschauen. Ganz zufällig habe ich zugehört, wie die beiden Mädchen sich unterhielten.«

»Ganz zufällig«, sagte Zamorra.

»Aber si, Señor. Glauben Sie, ich lausche an fremden Türen?«

Zamorra glaubte das tatsächlich. Doch er vermied es wohlweislich, diesen Verdacht auszusprechen. »Das würden Sie sicher nie tun«, meinte er. »Sie sind also nachmittags aufgebrochen?«

»Nein, es war Mittag. Ich erinnere mich, dass ich früher für sie kochen musste. Sie sind schon um ein Uhr weg. Ja, und seither hat man nichts mehr von ihnen gehört. Die Polizei sagt, sie wären von einem Unwetter überrascht worden. Vielleicht ist auch der Sturm so stark gewesen, dass er sie von der Straße heruntergeweht hat. Wir haben oft Stürme hier, kann ich Ihnen sagen.«

Zamorra stoppte ihren Redefluss. »Danke, das reicht. Wo sie genau hin wollten, wissen Sie nicht?«

»Nach Benasque, glaube ich. Das ist ungefähr fünfundzwanzig, Kilometer von hier. Sie nahmen die Strecke durch die Berge. Ich habe sie noch davonfahren sehen. Eine fürchterliche Strecke.«

»Hat dort in der Gegend nicht einmal die Burg von Jaime y Ronza di Saratoga gestanden?«

Die Freundlichkeit verschwand vom Gesicht der Frau, wie ein Kerzenlicht verlöscht, wenn man es ausbläst. Die Augen waren zu schmalen Schlitzen geworden.

»Ich habe diesen Namen nie gehört«, sagte sie tonlos und brüchig.

Zamorra sah, dass ihre Beine zitterten. Er zückte seine Brieftasche ein zweites Mal und reichte ihr einen Fünfzig-Peseten-Schein hinüber.

Die Frau zögerte. Habgier und Angst fochten in ihr einen Kampf aus.

Die Habgier siegte. Sie nahm den Schein und schob ihn schnell in die Tasche ihrer Schürze. »Gehen Sie zu Vincente, vielleicht sagt der Ihnen etwas. Ich kenne diesen Namen nicht.«

»Gracias«, bedankte sich Zamorra, nahm Nicole am Arm und zog sie hinter sich her aus dem gepflegten Vorgarten des Casa Pyrenäa.

»Warum ist die Frau auf einmal so komisch geworden?«, fragte Nicole, als sie außer Hörweite waren. »Die war ja richtig erschrocken, als du von diesem komischen Jaime gesprochen hast.«

Zamorra ging bedächtig weiter und schaute die Spitzen seiner Schuhe an. »Es gibt ein Sprichwort hier«, meinte er nach einer kurzen Pause. »Übersetzt heißt es ungefähr so: Nenne nie einen verstorbenen Namen.«

»Verstorbene Namen? Was soll das nun wieder sein?«

»Die Leute hier sind abergläubisch. Namen, mit denen sie ein Unheil verknüpfen, sprechen sie nicht aus. Sie sind für sie gestorben oder verstorben. Hier in den Bergen haben sich die alten Tabus noch erhalten. Ich hätte ihr tausend Peseten geben können, sie hätte diesen Namen nicht erwähnt.«

Nicole zweifelte zwar daran, doch dann glaubte sie ihrem Chef. In diesen Dingen hatte er fast immer Recht. Sie zog die Nase kraus und schaute ihren Chef an. »Gehe ich recht in der Annahme, dass wir jetzt diesen mysteriösen Vincente besuchen?«

»Du gehst vollkommen recht, meine liebe Nicole.«

»Und wie sollen wir den finden?«

»Dazu bedarf es nun keines kriminalistischen Verstandes«, meinte Zamorra. »Wir werden den nächsten Menschen fragen, den wir auf der Straße treffen.«

***

Als sie die Straße, an der das Casa Pyrenäa lag, hinter sich gelassen hatten, trafen sie auf einen Eseltreiber, der sein mit schweren Säcken beladenes Tier hinter sich herzog. Der Mann grüßte freundlich, und Zamorra grüßte zurück. Erstaunt war der Eseltreiber nur, dass sich dieser gut gekleidete Mann ausgerechnet nach Vincente erkundigte.

Vincente galt nicht viel in der Stadt. Es wurde allgemein von ihm behauptet, dass er verrückt wäre. Er lebte weit draußen vor Ainsa, hoch über der Stadt in einer Höhle. Es führte nur ein kaum sichtbarer Pfad dorthin.

Der Eseltreiber beschrieb den Weg so gut er konnte.

Professor Zamorra bedankte sich und drängte weiter. Nach den Aussagen des Mannes brauchte man mehr als eine halbe Stunde, um zur Höhle zu kommen.

Professor Zamorra hätte die Strecke vielleicht schneller geschafft, doch Nicole war mit dabei. Sie hatte sich geweigert, in das Hotel zurückzukehren. Sie war eben eine Frau und Frauen sind neugierig.

Auch sie war schon gespannt auf diesen verrückten Vincente, der sich von der Menschheit zurückgezogen hatte und einsam in einer Höhle lebte.

Sie brauchten fast eine dreiviertel Stunde für den Weg. Dann standen sie vor einer hoch aufragenden Felswand mit riesigen schwarz gähnenden Löchern darin, die wie die toten Augen eines skelettierten Schädels aus dem grauen Kalkstein starrten.

Dort, wo das harte Gras nicht mehr wachsen konnte und nur mehr einige Ginsterbüsche ihre hartblättrigen Äste in die vor Hitze flirrende Luft streckten, tat sich die größte der Höhlen auf. Zumindest sah es so aus, als wäre sie die größte, denn auf beiden Seiten war die Öffnung

mit Lehm zugemauert worden. Der Lehm war schmutzig gelb und von der Sonne festgebrannt. Es blieb ein rechteckiger Eingang frei, durch den ein Mann gerade noch aufrecht gehen konnte.

»Iii«, sagte Nicole, »unser lieber Vincente hat sich aber eine sehr feudale Villa ausgesucht. Wie kann nur ein Mensch hier leben.«

»Es ist nicht das Schloss de Montagne«, gab Professor Zamorra zu.

Auch er rümpfte die Nase.

Die Düfte, die aus der schmalen Öffnung drangen, erinnerten in keiner Weise an die Wohlgerüche des Orients. Für empfindliche Schleimhäute stank es sogar bestialisch.

»Sie bleiben hier, Nicole«, sagte Professor Zamorra, und seine Sekretärin fügte sich gerne. Keine zehn Pferde hätten sie in diese Behausung gebracht. Ihre Neugier war verflogen.

»Aber bleiben Sie nicht lange, Professor.«

»Sie können in der Zwischenzeit einen schönen Strauß Bergblumen pflücken.«

Dann trat Professor Zamorra ein. In den ersten Sekunden sah er gar nichts. Nach der gleißenden Helligkeit mussten sich seine Augen erst an das düstere Zwielicht gewöhnen. Nur allmählich nahm er seine Umgebung wahr.

Die Höhle war nicht so groß, wie er angenommen hatte. Sie maß vielleicht sechs mal acht Meter, und sie war um die fünf Meter hoch.

In einer Ecke ein primitives Strohlager, ein roh zusammengenagelter Tisch und darüber – jetzt wunderte sich Zamorra – drei Bretter mit Büchern darauf. Alles Mögliche hatte er hier erwartet, nur Bücher nicht.

Er trat näher. Jetzt war sein Erstaunen vollkommen. Er entdeckte Werke von Lao-Tse, Schriften von Konfuzius und anderen fernöstlichen Lehrern. Sie standen friedlich vereint neben Kants Lehre vom kategorischen Imperativ und Nietzsches Zarathustra. Bertrand Rüssel war der einzig moderne Philosoph unter den Geisteswissenschaftlern.

Jeder der Bände sah aus, als wäre er viele Male gelesen worden.

Einige davon waren billige Paperback-Ausgaben.

Im hinteren Teil der Höhle bewegte sich etwas. Zamorra fuhr herum.

Er sah sich einem einarmigen Mann gegenüber, den er vorher nicht bemerkt hatte. Er musste sich weiter hinten, dort wo die Höhle sich verjüngte, versteckt gehalten haben, als er eintrat.

Der Mann blieb stehen und machte keine Anstalten, näher zu kommen.

»Sind Sie Vincente?«, fragte Professor Zamorra.

»Si, Señor. Was wollen Sie hier?«

Das klang unfreundlich. Vincente schien nicht zum Reden aufgelegt zu sein. Er reckte seinen Armstummel in Richtung des Eingangs.

»Wollen Sie mein Heim nicht wieder verlassen?«

»Heim« hatte er gesagt. Professor Zamorra graute es bei dem Gedanken, auch nur eine Nacht hier verbringen zu müssen.

»Entschuldigen Sie«, sagte er schnell, »wenn ich einfach so zu Ihnen hereinplatze. Ich wollte Sie ganz gewiss nicht stören. Aber man hat sie mir als Verrückten geschildert. Und wenn einfache Menschen andere Leute als verrückt bezeichnen, dann kann das genauso bedeuten, dass sie eben nur über den Durchschnitt hinausragen, und dass sie in die doch recht grob gestrickten Schablonen dieser Leute nicht hineinpassen. Sie haben sehr interessante Lektüre auf Ihrem Bord.«

»Glauben Sie?« Die Stimme des Mannes klang schon wesentlich interessierter. Der Armstrunk sank herab. »Verstehen Sie denn etwas davon?«

»Ich denke schon. All diese Bücher habe ich auch gelesen. Und noch einige mehr. Aber was bringt einen Mann wie Sie dazu, sich abzusondern?«

Der Einarmige trat jetzt noch weiter vor. Er geriet dabei in den schmalen Lichtbalken, der vom Eingang hereinfiel.

Seine Haut war blass, wie die eines Toten. Vincente war so dürr, dass er aussah, als wäre seine Haut nur über sein Knochengerüst gezogen worden.

Zamorra fiel auf, dass sein Gesicht bartlos war. Um die eckigen Schultern flatterte ein zerschlissenes Hemd von unbestimmbarer Farbe. Die Hosen waren viel zu kurz, und die Füße steckten in selbst gefertigten Sandalen. Lederriemen hielten sie an den dünnen Waden fest.

Nur die Augen schienen in diesem Gesicht zu leben. Und diese Augen blickten wach.

»Absondern?«, fragte er zurück. Mit seinem Kinn deutete er zu den Büchern hinüber.

»Die europäischen Philosophen mag ich nicht so gern. Und wenn man erst einmal die fernöstlichen gelesen hat, gibt die Welt einem Mann wie mir nicht mehr viel ab. Ich bin ganz zufrieden so, wie ich lebe. Ich habe keine Bedürfnisse mehr. Wenn Sie wollen – ich bin sogar glücklich. Aber um das zu erfahren sind Sie sicher nicht gekommen. Ich weiß immer noch nicht Ihren Namen.«

»Ja, ich kam noch nicht dazu. Zamorra heiße ich, Professor Zamorra.«

War da wirklich ein Aufflackern in den dunklen Augen? Doch die dünnen, weißen Lider senkten sich darüber.

»Zamorra«, sagte Vincente dann schließlich so langsam, als wollte er den Namen auf der Zunge zergehen lassen.

»Sie kennen mich?«

»Das kann ich nicht behaupten, aber ich habe schon von Ihnen

gehört.«

Zamorra fiel von einer Überraschung in die andere. Und schon die nächsten Worte des Einarmigen bescherten ihm eine weitere.

»Sie sind wegen des Bäckers aus Frankreich hier, nicht wahr?«

Zamorra gab es auf, darüber nachzugrübeln, woher Vincente sein Wissen hatte. »Deshalb bin ich tatsächlich gekommen«, sagte er.

»Sie brauchen sich nicht zu wundern«, meinte Vincente. »Ich habe nur zufällig einige Aufsätze von Ihnen gelesen. Ich lese überhaupt alles, was mir in die Finger fällt. Und ich glaube, mein Gedächtnis ist ziemlich gut. Und da Sie Okkultist sind, können Sie nur in dieser Eigenschaft gekommen sein. Das Verschwinden des Bäckers war tatsächlich ein wenig rätselhaft. Ich nehme an, Sie haben auch schon etwas von der weißen Burg und seinem ehemaligen Bewohner gehört.«

»Jaime y Ronza di Saratoga, ja. Es ist ein toter Name, nicht? Die Leute hier sprechen ihn nicht aus.«

Der Einarmige nickte nur. »Die Leute sind dumm«, stellte er fest.

»Sie lesen nicht. Die Welt des Geistes ist ihnen verschlossen.«

Er sagte das mit einer Überheblichkeit, die in einer Verbitterung fußen musste. Vincente war vielleicht nicht im landläufigen Sinne verrückt, auch hätten Psychologen ihn nicht für schizophren erklärt, doch normal war er sicher auch nicht zu nennen.

Vincente war vielleicht ein Mann auf der Flucht. Auf der Flucht vor dem Leben, das ihm übel mitgespielt hatte. Zamorra war diesem Menschentypus nicht das erste Mal begegnet. Ein Hauch von Wahnsinn lag immer um sie, und er umgab sie wie eine unsichtbare Aura.

Wenn Zamorra mehr von ihm erfahren wollte, dann musste er ihm Recht geben. »Die Leute sind wirklich nicht sehr gebildet hier«, gab er zu. »Sie haben heute noch vor einem Mann Angst, der schon fünfhundert Jahre tot ist. Was denken Sie darüber? Ihre Meinung würde mich interessieren.«

»Don Jaime y Ronza di Saratoga«, murmelte Vincente. »Es ist sehr lange her. Das mit den toten Namen ist natürlich Unsinn. Doch dass sie Grund haben, vor diesem Mann immer noch Angst zu haben, glaube ich ganz fest.«

»Tatsächlich?«

Der Einarmige schaute ihn missbilligend an. »Verschaukeln Sie mich nicht, Professor. Ich weiß ziemlich genau, was Sie denken. Sie halten mich auch auf irgendeine Art und Weise für verrückt. Schweigen Sie! Ich seh's in Ihren Augen. Wenn ich Ihnen trotzdem helfe, dann nur, damit ich diesem alten Trottel eins auswischen kann.«

Zamorra glaubte in die Erde versinken zu müssen. Zu ungeheuerlich war, was er hier zu hören bekam.

»Sie sprechen vom Henker der Inquisition?«

»Von wem sonst sollte ich sprechen?«, schnarrte der Einarmige ihn an.

»Sie sprechen von ihm, als würden Sie ihn kennen«, warf Zamorra verdutzt ein.

»Aber sicher kenne ich ihn.« Mit zwei, drei Schritten war der verrückte Vincente bei seinem Bücherregal und holte einen Band heraus. Unbeholfen blätterte er mit dem Daumen darin, während seine Finger den Rücken des Buches festzuhalten trachteten.

»Sie haben doch auch Lao-Tse gelesen. Dann wissen Sie auch, was er über mediale Vergeistigung schreibt. Über Astralwanderungen, über die Reise zwischen den Welten. Lao-Tse ist nur zu falschen Schlussfolgerungen gekommen. Sein Taoismus, seine Lehre vom Ursprung des Alls, strotzt vor Fehlern. Aber seine Anleitungen, durch Versenkung und Tiefenmeditation mit anderen Wesenheiten in Kontakt zu treten, sind sehr brauchbar. Ich habe jahrelang damit experimentiert. Auf diesen Gedankenstreifzügen bin ich auch auf den Geist von Jaime y Ronza di Saratoga gestoßen. Ihm verdanke ich, dass ich jetzt keinen Arm mehr habe. Er wollte mich in sein Verließ hinunterholen. Doch ich bin ihm entwischt. Der Arm blieb eben zurück.«

Zamorra wollte mit einer Frage nachhaken, doch ein flammender Blick aus den Augen des Einarmigen warnte ihn. Es schien ganz so, als könne dieser Mann Gedanken lesen. Oder aber auch seine Kombinationsgabe war ungeheuer entwickelt. Deshalb stellte Zamorra eine andere Frage.

»Und woher wollen Sie so definitiv wissen, was der Geist des Henkers mit dem Verschwinden von Piere Laguère zu tun hat?«

»So? Piere Laguère hieß er also? Aber Ihre Frage ist einfach zu beantworten: Weil ich dabei war.«

Zamorra schaute ihn nur verständnislos an.

»Aber Sie müssten das doch kennen, Professor«, meinte Vincente fast höhnisch. »Das ist doch Ihr Forschungsgebiet. Ich habe gerade eine Astralwanderung gemacht. Sie kennen das doch. Man versetzt sich in Trance. Das eigene Ich schwebt über den Körper hinaus, und man kann jeden beliebigen Punkt auf der Erde aufsuchen und zuschauen, was dort eben passiert. So kam ich auch dazu, wie der Bä- cker verschwand. Es war reiner Zufall. So wurde ich Zeuge, wie die Franzosen in den Bannkreis seiner Burg gerieten und dort verschwanden. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Und jetzt bin ich müde. Würden Sie mich bitte wieder verlassen?«

Zamorra starrte den Mann an, der aussah wie ein argloser Fakir und redete wie ein Professor an der Sorbonne. Die Ungeheuerlichkeiten, die er dabei behauptete, kamen ihm über die Lippen, als würde er ihm

etwas vollkommen Belangloses erzählen.

Zamorra wusste, dass es Menschen gab, die die seltene Gabe besaßen, ihren leiblichen Körper von ihrem Astralkörper, von ihrem Od zu trennen. War Vincente so ein Mensch?

Er sprach so sicher von dem, was er tat. Doch sprach er auch die Wahrheit?

Etwas in Zamorra hinderte ihn daran, jedes Wort für bare Münze zu halten. Seine Nackenhaare stellten sich auf. Die Haut zog sich zusammen. Er fröstelte plötzlich, obwohl es in der Höhle stickig heiß war.

»Kann ich Sie wieder mal besuchen?«, fragte Professor Zamorra.

Der Mann hob seine eckigen Schultern. »Warum nicht. Schauen Sie wieder mal vorbei, wenn Sie nicht weiterkommen.«

»Gestatten Sie noch eine letzte Frage?«

»Meinetwegen, aber es ist die allerletzte.«

»Wo finde ich die weiße Burg?«

»Sie werden sie gar nicht finden. Es gibt sie nicht mehr.«

»Ich dachte auch mehr an den Platz, an dem sie einst stand.«

»Nun, den Gefallen kann ich Ihnen noch tun.«

Vincente, der einarmige Astralseher, schilderte haarklein, wo Professor Zamorra den Standplatz der weißen Marmorburg des Henkers von Saratoga finden würde.

***

Nicole wartete bereits ungeduldig. Sie fror in ihrem roten Kleidchen.

Die Zeit in der Höhle war ungeheuer schnell vergangen. Der Himmel wurde bereits silbergrau, und im Osten rückten die Schatten der Nacht über die Berge.

Etwas hilflos stand die Sekretärin da, und der Vorwurf in ihrem Blick war nicht zu übersehen.

Zamorra erklärte kurz, was er erfahren hatte. Während sie den gewundenen Pfad zurückgingen, sagte er auch, dass er mit diesem Vincente nicht klar gekommen sei. Etwas war mit diesem Mann nicht in Ordnung.

»Er ist mir im wahrsten Sinne des Wortes unheimlich«, sagte der Professor. »Besonders stört mich die innere Inkonsequenz seiner Persönlichkeit. Ein Mann der Kant liest und Astralwanderungen unternimmt, das gibt es doch gar nicht. Beides schließt sich aus.«

»Mir ist nur der Geruch aufgefallen«, warf Nicole ein und rieb sich fröstelnd die nackten Arme. »Es hat nicht eigentlich gestunken, es war anders.«

»So wie Moder vielleicht?«

Nicole blieb stehen und machte große Augen. »Genau das ist es, Chef, es hat gerochen wie nach Moder. So als stünde man vor einer

Gruft, die schon seit Jahrhunderten nicht mehr geöffnet worden war.«

Sie hatten Ainsa erreicht. Als sie belebtere Straßen betraten, unterbrachen sie ihre Unterhaltung.

Im Hotel zurück, kleideten sie sich um für den Abend. Zamorra wählte eine Kombination aus dunkelbrauner Hose und grau kariertem Sakko, während Nicole sich in Schale warf. Ihrer Meinung nach musste man überall bestens angezogen sein. Seit ein paar Tagen waren ihre Haare rot gelockt und dazu trug sie ein giftgrünes Chiffonkleid, das ihre zierliche Figur hervorragend zur Geltung brachte.

Schon die minderjährigen Pagen wandten sich um, als sie die Treppe herunterkam.

Zamorra und sie mieden den großen Speisesaal, auch wenn er nur halb besetzt war. Am Nachmittag waren Engländer angekommen, die sich sofort über die billigen, spanischen Schnäpse hermachten.

Es ging ziemlich laut zu bei ihnen.

Zamorra hatte sich dagegen in einem Nebenzimmer niedergelassen und Hirschragout mit Preiselbeeren bestellt.

»Monsieur Michelin hätte dem Esplanada ruhig drei Sterne geben können«, meinte sie, als sie ihren Mund mit der Serviette abtupfte.

»Ich habe nicht erwartet, dass man hier so gut isst.«

Auch Professor Zamorra schob die Teller von sich und nippte an einem leichten Rosewein. »In der Tat«, gab er zu. »Die Küche hier ist unerwartet gut. Auch über das Zimmer kann ich mich nicht beklagen. Es ist einfach, aber sehr sauber. Ich glaube, es ist nur recht und billig, wenn wir unser Urteil über die spanische Hotellerie etwas revidieren.«

Zamorra erhob sich. »Gehen wir noch ein wenig hinaus, die Nacht ist klar.«

»Gerne«, antwortete Nicole. Sie faltete die weiße Stola auseinander, die sie mit heruntergebracht hatte.

Zamorra legte sie ihr um die wohl gerundeten Schultern. Sie hatten vor, noch ein wenig auf die Terrasse hinauszugehen, eine Zigarette zu rauchen und die Straße zu beobachten.

Doch daraus wurde nichts. Kaum hatte sich Nicole gezeigt, wurde die Straße belebter, als sie es jemals vorher gewesen war. Aus den Ecken drängten junge und ältere Männer, und sie starrten ungeniert zu dem Mädchen herüber.

Zamorras Befürchtungen hatten sich bewahrheitet. Schnell huschten sie wieder ins Hotel und nahmen schließlich an einem kleinen runden Tisch im Garten Platz.

Auch hier waren sie nicht vollkommen ungestört. Ein paar Tische weiter legten sich die Engländer einige weitere Promille zu.

»Mich wundert nur, dass sie nicht sofort ›vivat‹ geschrien haben«, meinte Zamorra schmunzelnd und nahm damit auf die Eckensteher auf der Straße Bezug. »Seit der Hinrichtung von Jaime y Ronza vor

fünfhundert Jahren scheint hier nichts von Bedeutung mehr passiert zu sein. Offensichtlich bist du die größte Attraktion seit jenen Tagen, an denen der Marktplatz den Henker und sein Opfer verschlungen hat.«

Nicole schmollte. »Das sollst du nicht sagen, Chef. Aber, sollte ich mich in Lumpen kleiden, um die Leute hier vor spätpubertären Regungen zu bewahren?«

Professor Zamorra schaute wohlgefällig an seiner Sekretärin hinunter. »Natürlich nicht, Nicole, nur – es missfällt mir ein wenig, dass wir auf diese Art und Weise so viel Aufsehen erregen. Du weißt, dass ich lieber aus dem Verborgenen heraus arbeite.«

Zamorra wollte weiterreden, doch er wurde unterbrochen. Der Ober, der sie am Abend bedient hatte, kam auf ihren Tisch zu.

Er war ein gut aussehender Mann, Mitte dreißig und trug jetzt Zivilkleidung. Vermutlich hatte er Feierabend. »Darf ich mich kurz zu Ihnen setzen«, fragte er, und als Nicole verwundert nickte, fügte er hinzu: »Sie müssen meinen Landsleuten schon verzeihen. Ich habe den Auflauf draußen bemerkt. Aber Sie sind wirklich sehr, sehr schön, Señorita.«

Nicole genoss das Kompliment sichtlich. Sie warf ihrem Brötchengeber einen koketten Blick zu, der so viel besagen sollte wie: Siehst du, die Leute hier wissen nicht nur meine Qualitäten als Sekretärin zu würdigen. Doch sie sagte etwas anderes.

»Nehmen Sie doch bitte Platz, Señor. Gefällt es Ihnen hier? Sie haben sich eine hübsche Arbeitsstelle ausgesucht.«

Der Ober setzte sich. Er trug einen weißen Smoking, der wirkte, als wäre er ihm auf den Leib geschneidert worden.

»Ich habe mir den Arbeitsplatz nicht ausgesucht«, erklärte er. »Das Esplanada gehört zum Teil auch mir. Ich habe die Hälfte geerbt, als ich noch ein ganz kleiner Junge war.«

Professor Zamorra horchte auf. »Dann wohnen Sie schon länger hier in Ainsa?«

Der Ober wandte sich dem Professor zu. »Si, seit rund fünfundzwanzig Jahren. Weshalb fragen Sie?«

»Es interessiert mich«, antwortete Zamorra.

»Oh, entschuldigen Sie«, fuhr da der Spanier wieder vom Tisch hoch. »Ich habe mich ja noch gar nicht vorgestellt. Mein Name ist Rigo Velasques. Wenn Sie jemals irgendwelche Sonderwünsche haben sollten, ich werde sie Ihnen erfüllen.«

»Nehmen Sie doch wieder Platz, Señor«, sagte Zamorra. »Einen kleinen Sonderwunsch hätte ich allerdings.«

Rigo Velasques setzte sich und zog die Augenbrauen hoch.

»Kennen Sie Vincente?«, fragte Zamorra.

Rigo Velasques verbarg seine Überraschung nicht. Es dauerte eine

Weile, bis er antwortete. »Was hat ein Mann wie Sie mit einem Kerl wie Vincente zu tun«, sagte er schließlich, und sein Blick wanderte zwischen dem Professor und Nicole hin und her.

»Nichts«, sagte Zamorra. »Ich habe ihn nur zufällig kennen gelernt. Aber dieser Vincente scheint mir eine sehr ungewöhnliche Persönlichkeit zu sein.«

»Sie drücken sich vorsichtig aus. Er ist verrückt, faltate, verstehen Sie? Er ist nicht ganz richtig im Kopf.«

»Mag sein«, erwiderte Zamorra, »aber Persönlichkeiten, die aus der Norm herausragen, interessieren mich nun mal. Wie lange lebt dieser Vincente schon hier? Hat er einen Zunamen?«

Rigo Velasques dachte nach. »Warten Sie mal.« Er schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen. Seinen Nachnamen kenne ich nicht. Und wer Vincente einmal kennen gelernt hat, geht ihm künftig aus dem Weg. Er ist ein Sonderling. Niemand mag ihn.«

»Und wie lange ist er hier?«

Rigo Velasques starrte auf seine Hände, fächerte die Finger auseinander und begann zu zählen. Dabei murmelte er. »Ich war ungefähr zwanzig. Ich… wurde Chef du Range. Danach muss es etwa fünfzehn Jahre her sein.«

»Und natürlich wissen Sie nicht, woher er kam.«

»Das weiß keiner«, sagte Rigo Velasques. »Vincente hält keinen Kontakt mit der Bevölkerung und die Bevölkerung nicht mit ihm.«

»Aber von irgendetwas muss er doch leben.«

»Ich kann mich nicht entsinnen, ihn jemals mit einer Einkaufstasche in der Hand gesehen zu haben. Weiß der Teufel, wovon Vincente lebt. Es gibt Leute hier, die behaupten allen Ernstes, er würde überhaupt nichts essen. Aber das ist natürlich Unsinn.«

Velasques lächelte schmal und warf einen traurigen Blick zu Nicole hinüber, denn die Konversation hatte einen vollkommen anderen Verlauf genommen, als er sich erhofft hatte. Zu einem kleinen Flirt war er gekommen, und jetzt musste er die Fragen dieses Professors beantworten.

»Vincente ist wirklich kein Thema für eine dermaßen wunderbare Nacht«, sagte er deshalb mit spanischem Charme und himmelte Nicole dabei an.

»Ich glaube auch, dass wir jetzt Schluss machen«, meinte Professor Zamorras Sekretärin. »Haben wir heute nicht schon genug getan? Wir sind die halbe Nacht durchgefahren, und jetzt ist es schon wieder zehn Uhr. Wenn ich es recht bedenke, fühle ich mich schon ziemlich müde.«

»Sie wollen wirklich schon zu Bett?« Bedauern schwang in Velasques Stimme mit.

»Si, Señor, ein Mädchen wie ich braucht seinen Schönheitsschlaf.«

Nicole blinzelte ihm aufmunternd zu, um ihm damit zu bedeuten, dass er wegen ihres Aufbruchs die Hoffnungen noch nicht ganz aufzugeben brauchte.

Nicole handelte dabei ganz in Zamorras Sinn, dem es auch ein Anliegen sein musste, Rigo Velasques als Informanten bei der Stange zu halten.

Auch Zamorra erhob sich. »Sie haben es gehört, Señor Velasques. Mademoiselle ist müde. Nehmen wir noch einen Drink an der Bar zusammen?«

Der Mitbesitzer des Hotels bekam einen Hundeblick. »Ja«, sagte er, »trinken wir, damit der Tag noch ein sinnvolles Ende nimmt.«

Für Professor Zamorra war dieser Tag schon sinnvoll gewesen. Er hatte ein paar weitere Steinchen zu seinem Mosaik gefunden. Sie passten haargenau zum übrigen Bild, das bisher nur in seinen Gedanken existierte.

Fünfzehn Jahre lebte Vincente hier. Niemand wusste, wer er war, niemand wusste, woher er kam. Ein Nest wie Ainsa war ein ideales Versteck für einen Mann, der mit der Öffentlichkeit nichts zu tun haben wollte.

Vor fünfzehn Jahren waren auch die ersten Vermisstenmeldungen eingegangen. Zamorra dachte in dieser Nacht noch lange über den Einarmigen nach. Ein seltsamer Mensch. Aber war er überhaupt ein Mensch?

Zamorra stellte sich diese Frage ernsthaft. Doch der Einarmige würde ihm keine Antwort darauf geben.

Der Professor vom Château de Montagne hatte das Buch im Reisegepäck, das er am Tag vorher in seinem Schloss studiert hatte. Das Buch, in dem auch eine Abhandlung über Jaime y Ronza di Saratoga stand.

Sein Schlaf war trotz des guten Wetters schlecht gewesen. Zamorra wachte schon sehr früh auf. Er setzte sich an den kleinen Tisch im Zimmer und blätterte das Buch durch. Mit Bleistift hatte er einen Namen unterstrichen.

Donna Isabell Conchita di Minestrale.

So hatte die junge Adelige geheißen, welche die Begierde des Inquisitors erweckt hatte. Ihr Gut hatte drüben in der Nähe von Delunqua gelegen. Das Dorf gab es heute nicht mehr. Nur ein paar Ruinen zeugten noch davon, dass einst Leben hier geherrscht hatte.

Auch vom Gut selbst war nichts mehr übrig geblieben. Die Landreform nach dem spanischen Bürgerkrieg hatte es verschwinden lassen. Dort wo einst die junge Adelige gewohnt hatte, lebten jetzt Kleinbauern auf winzigen Parzellen und versuchten, dem kargen Boden bescheidene Ernten zu entlocken.

Und noch eine Stelle hatte Professor Zamorra unterstrichen. Sie gab

den überlieferten Wortlaut des Bannspruches wieder.

»Sei verflucht fünfhundert Jahre, Henker von Saratoga. Nie wieder soll Deine Seele Frieden finden. Sei verflucht, Jaime y Ronza di Saratoga!«

Die junge Adelige habe noch die Lippen bewegt, hieß es im Bericht, doch da hätten die Flammen schon nach ihr gegriffen und in ihrem Geprassel seien die weiteren Worte untergegangen.

Professor Zamorra schlug das Buch wieder zu.

Fünfhundert Jahre…

Vor fünfzehn Jahren waren fünfhundert Jahre seit dem blutigen Spektakel auf dem Stadtplatz von Ainsa vergangen gewesen.

Hatte der Bannspruch der jungen Adeligen dadurch seine Wirkung inzwischen verloren?

Zamorra sah ein, dass er mit Grübeln alleine nicht mehr weiterkam. Er musste etwas unternehmen.

Einige Mühe kostete es, Nicole davon abzuhalten, ihn zu begleiten.

In Rigo Velasques bekam er unvermutete Schützenhilfe. Er kam im Tennisdress auf die Frühstücksterrasse und steuerte sofort den Tisch mit Zamorra und Nicole an.

»Darf ich Sie zu einem Spielchen einladen?«, fragte er Zamorras Sekretärin, nachdem er die Begrüßungsfloskeln hinter sich gebracht hatte.

»Aber natürlich dürfen Sie«, sagte Zamorra an Nicoles Stelle. »Du freust dich doch schon, nicht wahr, Nicole?«

»Ich habe keine entsprechende Kleidung mitgenommen.«

»Im Hotel können Sie sich einen Dress leihen«, sagte Rigo Velasques schnell, »kostenlos natürlich, ich lade Sie ein.«

Zamorra grinste und verschränkte die Arme vor der Brust. »Nun Nicole, du bist doch eine begeisterte Tennisspielerin.«

Nicoles Augen versprühten Blitze. »Und was machst du, Chef?«

»Ich sehe mir inzwischen die Gegend ein wenig an.«

Nicole Duval zog eine Schnute und zwang sich zu einem Lächeln.

»Gut«, meinte sie. »Spielen wir ein paar Sätze.« Sie warf ihrem Chef noch einen missmutigen Blick zu, wobei sich zwischen ihren Augenbrauen eine V- förmige, steile Falte bildete.

Rigo Velasques bemerkte das nicht. Er war zu erfreut, den Goldfisch endlich an der Leine zu haben.

Das Paar verschwand im Inneren des Hotels. Jetzt stand auch Professor Zamorra auf.

Nicole konnte ziemlich halsstarrig sein. Bevor sie sich es noch einmal anders überlegte, wollte er im Auto sitzen.

Er fuhr den Citroën aus der Großgarage, und bald hatte er das Städtchen hinter sich gelassen. Er schlug die Straße nach Benasque ein. Es war eine Bergstraße.

Zamorra kannte ungefähr die Lage der weißen Burg. Er zwang den

großen Wagen durch die engen Kehren. Piere Laguère hatte wesentlich mehr Mühe dabei gehabt. Zamorra half die Servolenkung.

Nach einer knappen dreiviertel Stunde hatte er die Abzweigung erreicht, wo der Schotterweg steil den Berg hinaufführte. Es war ein klarer Tag und der Himmel präsentierte sich in einem wolkenlosen dunklen Blau.

Weiß stach der Gipfel des Pico di Aueto gegen den postkartenfarbenen Himmel.

Der Weg war eng, und Regenwasser hatte tiefe Rillen in den Schotter gegraben. Steine, von den Pneus hochgeschleudert, schlugen gegen das Chassis des Wagens. Zamorra nahm keine Rücksicht auf eventuelle Beulen und Dellen.

Eine dunkle Ahnung sagte ihm, dass er seinen kleinen Ausflug nicht umsonst machen würde.

Wieder dieses Ziehen im Nacken, das Gefahr ankündigte.

Als der Weg zu Ende war, ließ Zamorra den Wagen stehen und stieg aus. Um ihn herum breitete sich eine baumlose, karge Karstlandschaft aus. Früher einmal war die Gegend bewaldet gewesen, doch die spanische Krone hatte hier Raubbau getrieben. Aus Wäldern waren Schiffe und Galeeren geworden. Die Landschaft blutete aus. Wind und Wetter hatten den ungeschützten Boden schnell unfruchtbar gemacht. Kaum ein Strauch wuchs mehr.

Zamorra stand vor einer Hügelgruppe, die sich kahl wie der Rücken eines Buckligen über die anderen Hügel wölbte. Dort musste die weiße Burg gestanden haben.

Zamorra sprang von Stein zu Stein. Er heftete seinen Blick auf den Boden. Doch von einstigen marmornen Mauern war keine Spur mehr geblieben.

Das Ziehen im Nacken verstärkte sich. Seltsam, dachte Zamorra.

Er hatte gehofft, zumindest Spuren von den Fundamenten zu finden. Doch hier war nichts, absolut nichts. Er glaubte schon, sich den Weg vergeblich gemacht zu haben, als er einen Einfall hatte.

Das silberne Amulett. Vielleicht konnte es ihm weiterhelfen.

Zamorra hatte dieses Amulett geerbt. Unter seltsamen Begleitumständen hatte er es an sich bringen können. Es war das geheimnisvolle Amulett von Leonardo de Montagne, einem seiner Ahnen, eines Magisters der okkulten Wissenschaften.

Zamorra besaß das Amulett jetzt schon seit geraumer Zeit, doch immer noch nicht kannte er all die Kräfte des Metalls. Er wusste nur, dass das Silber mit den eingravierten Zeichen und Runen dem Träger Gewalt über Geister und Dämonen verleihen konnte.

Zamorra spürte das Amulett am Hals. Schon als er die Hügelgruppe erreicht hatte, hatte das Metall begonnen, sich zu erwärmen. Es brannte auf seiner Brust. Zamorra nahm sich das Amulett vom Hals.

Die vergebliche Suche hatte ihn wieder in die Nähe seines Wagens zurückgebracht.

Jetzt legte er das Amulett auf seine Handfläche und streckte die Hand aus. Der Strahl der Sonne brach sich auf dem Silber und blendete gleichzeitig seine Augen.

Unwillkürlich zuckte Zamorra zusammen. Er wurde das Gefühl nicht los, als hätte dieser plötzliche Strahl die Bedeutung einer Warnung für ihn gehabt. Doch nichts konnte ihn mehr von seinem Vorhaben abbringen. Um Weiteres zu erfahren, dazu war er schließlich hierher gekommen. Er brauchte neue Steinchen für sein Mosaik.

Über die offene Handfläche peilte er den angeblichen Standort der ehemaligen weißen Burg an.

Über dem Silber begann es leicht zu flimmern. Ganz zaghaft zuerst. Professor Zamorra konzentrierte sich und dachte intensiv an den Wunsch, den er hatte. Das uralte Medaillon verließ ihn auch diesmal nicht. Aufs Neue zeigte es eine Wirkung, die Zamorra bisher noch nicht gekannt hatte. Das Flimmern über der Hand wurde noch stärker.

Der Professor schaute durch dieses Flimmern hindurch. Schemenhaft zuerst, dann immer deutlicher werdend, nahm er plötzlich ein Gebäude wahr, das er mit seinen menschlichen Augen vorher nicht hatte sehen können. Auf der Kuppe erhoben sich weiße Mauern, aus riesigen Marmorblöcken gefugt. Er glaubte sogar, trotz des undeutlichen Bildes, den Stil des Bauwerks ausmachen zu können. Es stammte aus einer Epoche, in der in Spanien die Bauwerke noch von der maurischen Kunst beeinflusst waren.

Er machte lange Reihen von Arabesken aus, die kunstvoll in den Stein gemeißelt waren, und er sah auch das Tor, das ins Innere des blendend weißen Schlosses führte.

Er glaubte, sphärische Klänge zu hören. War das nur der Wind, der über den Hügel strich?

Langsam schritt Zamorra aus. Die Hand mit dem Amulett vor sich gestreckt, ging er auf das Tor zu. Das silberne Amulett des Leonardo de Montagne wies ihm den Weg. Es hatte dank der geheimnisvollen Kräfte, die ihm innewohnten, längst Vergangenes wieder sichtbar gemacht.

Wie vierzehn Tage vorher Piere Laguère und seine beiden Töchter gelangte auch Professor Zamorra in den Burghof. Als er das Tor passierte, griff er gegen die Mauern. Doch seine tastenden Finger trafen auf keinen Widerstand.

Das Amulett konnte ihm also nur ein Bild der vergangenen Wirklichkeit liefern.

Wie der Bäcker aus dem Loiretal erreichte auch Zamorra den Arkadengang und das Innere des Gebäudes. Auch er sah den weißen Saal mit den bunten Fenstern, die einen irrlichternden Farbteppich auf

den makellos weißen Boden warfen. Auch er sah den Sarkophag, und der Deckel des Sarkophages war zurückgeschoben…

Blau schimmerte es aus der rechteckigen Öffnung. Entschlossen ging Zamorra darauf zu. Er hatte die Hand jetzt zurückgezogen und legte sich das Amulett wieder um den Hals.

Das Bild, das er sah, blieb. Auch die steile Treppe, die hinabführte, blieb. Zamorra zögerte einen Augenblick, bevor er seinen ersten Schritt auf die oberste Treppe setzte.

Dreizehn Stufen zählte er. Dreizehn Stufen ins Verderben?

Er hatte angenommen, die Treppen würden sein Gewicht nicht tragen. Auch sie wären nur Trug und Schein. Aber er irrte sich.

Zamorra ging sie hinab. Stufe für Stufe.

Ein Angstgefühl bemächtigte sich seiner. Ein Gefühl der Beklemmung. Automatisch wischte er den kalten Schweiß von seiner Stirn, der in wenigen Sekunden aus den Poren getreten war.

Was war geschehen? Warum konnte er jetzt Stufen steigen, die das Amulett ihm nur vorgegaukelt hatte?

Zamorra zwang sich, in diesem Augenblick nicht an dieses Phänomen zu denken. Es war der Forschereifer, der ihn weiter trieb.

Die Stufen endeten in einem domartigen Gewölbe mit hohen Spitzbogen.

Als er sich umwandte, war die Treppe verschwunden, und im gleichen Augenblick passierte noch etwas.

Es wurde stockdunkel um ihn. Über sich hörte Zamorra ein sirrendes Pfeifen, den Bruchteil einer Sekunde später ein metallisches Klicken.

Instinktiv warf er sich zur Seite. Durch seine rechte Schulter zuckte ein rasender Schmerz, als hätte eine wabernde Feuerlohe ihn auf nackter Haut gestreift.

Etwas klirrte zu Boden. Zamorras Hand fuhr in die Hosentasche.

Mit einem Feuerzeug kam sie wieder. Das blaue Flämmchen flackerte verloren. Und doch konnte Professor Zamorra in seinem Widerschein erkennen, was da auf ihn herabgefallen war.

Ein kreisrundes Gestell aus Stahl, verrostet und mit Schrauben an jeder Seite. Eine Garotte.

Zamorra bückte sich danach. Seine Finger spürten noch den Stahl.

Doch als er mit der ganzen Hand danach fasste, glaubte er in Sand zu greifen. Unter seinen Augen löste das Metall sich auf. Es zerbröckelte wie ein Kuchen zerbröselt, wenn man ihn sehr lange in der prallen Sonne stehen lässt.

Doch hier blieb keine Spur. Die Garotte verschwand, als hätte es sie nie gegeben. Und es war dunkel um ihn. Nirgends eine Spur von Licht.

Das Flämmchen des Feuerzeuges flackerte und verlosch. Gerade noch hatte Zamorra ein Skelett entdecken können, dessen Schädel ihn hohl und höhnisch angrinste.

Ein irres Gelächter hallte plötzlich durch die Dunkelheit, brach sich hundertfach an den Wänden wider. Zamorra hätte tausend Eide geschworen, dass es die Stimme von Vincente, dem Einarmigen, war.

***

Zamorra fühlte sich in den Hades, die Unterwelt der griechischen Sage, versetzt. Es war stockdunkel. Von nirgendwo her drang Licht.

Das Gelächter hatte so abrupt aufgehört, wie es unvermutet die Grotte überschwemmt hatte.

Professor Zamorra blieb allein in einer unheilvollen Stille zurück.

Kein Geräusch, nichts, an dem er sich hätte orientieren können.

Er drückte den Kontaktknopf des Feuerzeuges. Es war eines der modernen Dinger mit den elektronischen Zündern. Das Knacken fand ein überlautes Echo in der Höhle. Aber die Flamme wollte sich einfach nicht aufs Neue entzünden.

Professor Zamorra atmete tief durch. Er überdachte seine Lage und fand, dass sie reichlich hoffnungslos war. Er zwang sich, nicht in Panik zu geraten. Es war nicht einfach. Das Gefühl der Beklemmung war angewachsen.

Dunkelheit wirkt verschieden auf die Menschen. Manchen bereitet sie Platzangst, vermittelt ihnen das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen und das Gefühl einer Enge, die mit den Sekunden immer drückender wird.

Auch Zamorra war nicht vollkommen gefeit dagegen. Er meinte, die Wände würden auf ihn zukommen, die Decke sich auf ihn herabsenken.

Es war der Punkt, an dem er sich einen Narren schalt. Er durfte jetzt nicht die Nerven verlieren. Zwar war etwas Ungeheures passiert, und doch war es nicht die erste gefährliche Situation, in der Zamorra sich befunden hatte.

Er wusste nicht, worauf er seine Hoffnungen gründete. Doch solange er lebte, hoffte er. Solange er sich bewegen konnte, würde er sich bewegen. Er befand sich in einem Gewölbe, also würde er versuchen, den Raum, in dem er gefangen war, zu erkunden.

Er wusste noch ungefähr, wo er das Skelett ausgemacht hatte. Er tastete sich in dessen Richtung vorwärts und bemerkte dabei, dass der Boden zu seinen Füßen eben war. Kein gewachsener Fels.

Er bückte sich und streifte mit den Fingern darüber. So machte er die Fugen eines Pflasters aus. Ein paar Schritte weiter stieß er gegen das Skelett. Seine Finger trafen in der Rippengegend darauf. Im ersten Affekt zog Zamorra schaudernd die Hand zurück. Doch dann tastete er nach. Seine Fingerkuppen streiften die Rippen entlang, strichen nach oben, und ertasteten den Kopf. So wie die Knochen sich anfühlten, musste das Skelett schon seit Urzeiten hier liegen. Es fehlte ihm die

Feuchtigkeit, die frischen Skeletten beispielsweise zu Eigen ist.

Zamorra überlegte. Was er jetzt tat, tat er nicht gerne. Es geschah aus wissenschaftlichem Interesse. Vor allem jedoch musste er erkunden, wie groß das Gewölbe war, in dem er sich befand.

Vorsichtig drehte er den Schädel vom Körper. Es ging ganz leicht.

Nicht einmal die Wirbel knackten. Der Schädel ließ sich lösen, als läge er auf einem Tisch.

Der Herr vom Château de Montagne wog ihn in der Hand. Dabei stieß er mit dem Ellenbogen versehentlich gegen den Rest des Gerippes und hörte, wie es zusammensplitterte.

Es war nichts mehr daran zu ändern. Zamorra konzentrierte sich nur auf sein nächstes Vorhaben.

Er wog den Schädel in der Hand. Seine Finger fuhren in die Augenhöhlen, wie in die Löcher einer Bowlingkugel. Er holte aus, setzte den Schädel weich auf und ließ ihn rollen. Scheppernd holperte der Knochen in die Dunkelheit hinein. Schon kurz darauf gab es ein trockenes Bersten, als würde man Eichenspäne brechen.

Zamorra hatte genau gehorcht. Der Schädel musste etwa in zwanzig Schritt Entfernung zerplatzt sein. Er wusste jetzt, wie weit das Gewölbe sich in diese Richtung ausdehnte.

Nun machte er auf den Fersen kehrt und drehte sich um einhundertachtzig Grad. Jetzt ließ er das nutzlos gewordene elektronische Feuerzeug über den Boden der Halle schlittern.

Kein Zeichen davon, dass das Gewölbe dort irgendwo zu Ende gewesen wäre. Das Feuerzeug blieb liegen, ohne auf Widerstand gestoßen zu sein.

Doch auch dieses neue Wissen brachte ihn nicht wesentlich weiter.

Immerhin hatte er erkannt, dass es wenig Zweck hatte, in der Dunkelheit umherzuirren. Vermutlich befand er sich in einem ganzen Höhlenlabyrinth. In den Kellergewölben der ehemaligen weißen Burg des Henkers von Saratoga.

Er brauchte Licht. Unbedingt. Sonst kam er hier nicht weiter.

Automatisch klopfte er seine Taschen ab. Er konnte sich nicht erinnern, Streichhölzer eingesteckt zu haben. Immer wieder gruben seine Finger in die Taschen hinein. Sie stießen auf lauter Dinge, die jetzt vollkommen nutzlos waren: Autoschlüssel, Brieftasche, Kamm, Nagelzwicker und zwei Taschentücher. Erst in der letzten Tasche fand er das, was er suchte.

Tatsächlich, er hatte doch ein Heftchen Streichhölzer dabei. Er musste es letzte Nacht in Gedanken eingeschoben haben, als er mit Rigo Velasques an der Bar saß. Er hatte damit herumgespielt, während sie ihre Drinks zu sich nahmen. Beim Umräumen von einem Sakko ins andere musste er auch das Päckchen mit eingeschoben haben.

Es waren Werbestreichhölzer vom Hotel Esplanada. Zitternd riss er

das erste Hölzchen ab. Wenigstens das funktionierte. Er hielt es mit dem Kopf nach oben, um es möglichst lange am Brennen zu halten.

Aber es war nichts zu sehen, außer der kleine Lichtkreis in dem er stand. Und das Skelett natürlich, das zusammengebrochen war. Die Knochen lagen in einem wirren Haufen übereinander.

Eine Sekunde lang dachte Zamorra daran, dass es Piere Laguères Skelett sein konnte. Aber das war unmöglich. Die Knochen waren zu alt. Zwar stammten sie von einem Mann, wie Zamorra am Becken erkannte, doch es waren nicht die Überreste des Bäckers aus dem Loiretal. Piere Laguère war außerdem größer gewesen.

Seltsam, aber auf Professor Zamorra übte diese Tatsache eine gewisse beruhigende Wirkung aus, auch wenn seine derzeitige Situation keinerlei Anlass dazu bot, beruhigt zu sein. Ganz im Gegenteil.

Dunkle Mächte hatten ihn aus der Welt des Lichts entführt.

Doch er war hereingekommen. Also musste es auch wieder einen Weg hinaus geben. Das dachte Zamorra.

Das Streichholz war heruntergebrannt. Er schleuderte es von sich.

Er hatte es zu lange gehalten.

Sofort zündete er das nächste an.

Endlich! Er sah die unteren Stufen der Treppe wieder, die er heruntergekommen war. Sie mussten auch zurück in die Freiheit führen.

Die erste Stufe war noch fest unter seinem Tritt. Doch schon bei der zweiten hatte er das Gefühl, sie würde unter ihm nachgeben.

Unwillkürlich fiel Zamorra der Vergleich mit einem Teppich ein. Bei der dritten Stufe verstärkte sich dieser Eindruck noch und bei der vierten hatte er das Gefühl, auf Schaumgummi zu stehen.

Die Treppe wankte unter ihm. Sein nächster Schritt war ein Schritt ins Leere. Die Treppe hatte einfach aufgehört.

Zamorra stürzte schwer, und die Flamme des Streichholzes verlöschte dabei. Er saß auf dem kalten Pflaster und fühlte sich elend wie selten zuvor.

Er bemühte sich erst gar nicht, das Phänomen, auf das er gestoßen war, erklären zu wollen. Er akzeptierte es als Tatsache, dass die Treppe im Nichts verschwand. Er musste sie akzeptieren, um nicht verrückt zu werden.

Ein neues Streichholz.

Zamorra ging in die Richtung, in der er den Schädel geschleudert hatte. Er fand ihn auch. Er lag aus den Fugen geraten an einer Wand. Der Unterkiefer war aus dem Jochbein geschnappt. Der Schädel sah aus, als würde er ihn hämisch angrinsen.

Die Wand dahinter war fugenlos und hoch. Nach oben zeichnete sich kein Ende ab. Der Schein der Flamme drang nicht weit genug.

Das Heftchen war schon nicht mehr voll gewesen, als er es

eingesteckt hatte. Drei oder vier Streichhölzer hatte er noch. Er musste sparsam damit umgehen. Deshalb tastete er sich an der Wand entlang wie ein Blinder. Tief sogen seine Lungen die Luft ein.

Es roch. Da fiel ihm die Ähnlichkeit der Gerüche ein.

In Vincentes Höhle war der Geruch nur penetranter gewesen.

Es roch nass, kalt und irgendwie nach Moder. Es war ein Duft, wie man ihn aufschnappt, wenn man in einem Museum eine jahrhundertelang versiegelte Glasvitrine öffnet, in der Altertümer aufbewahrt wurden.

Zamorra tastete sich weiter. Er glaubte schon nicht mehr daran, irgendetwas zu finden, als seine Finger auf ein eisernes Gerüst trafen.

Sollte er wirklich Glück haben?

Ja, es schien so. Wieder opferte er ein Streichholz vom kargen Vorrat.

In die Wand war tatsächlich ein Gestänge eingelassen, in das man Fackeln stecken konnte, und auch eine Fackel befand sich darin.

Doch würde sie noch brennen?

Es kam auf einen Versuch an. Die Fackel hatte einen Kopf aus Torf. Die Lumpen, die darum gewickelt waren, zerstaubten, als Zamorra sie berührte.

Er brauchte die restlichen Streichhölzer, bis die Fackel sich endlich entzündet hatte. Und auch dann spendete sie nur ein winziges Licht.

Zamorra hielt den Stiel nach unten und wartete, bis das Brennmaterial besser Feuer gefangen hatte. Jetzt ging es leidlich. Wenn er sie jetzt hoch über den Kopf hielt, lief er nicht mehr in Gefahr, dass das Feuer wieder erlöschen würde. Über die Brenndauer der Fackel wagte Zamorra keine Vermutungen anzustellen.

Noch einmal ging er zur Treppe zurück. Sie führte nach oben bis unter das Dach des Gewölbes.

Aber Zamorra ließ sich auf keinen weiteren Versuch mehr ein. Er wusste, dass der Schein trog. Er war schon das erste Mal hart genug gefallen. Diese Treppe war für einen Menschen nicht benutzbar.

Nach oben konnte er nicht, also musste er mit jenen Räumen vorlieb nehmen, in denen er sich weiter bewegen konnte. Das Gewölbe war nicht so weit, wie er nach dem Wegschleudern seines Feuerzeuges angenommen hatte.

Er fand es in einem Gang wieder, der von der Halle aus abzweigte und schräg in die Tiefe führte. Deshalb hatte es an keine Wand angeschlagen. Er steckte es wieder ein.

Schräg führte der Gang abwärts, immer weiter in den Berg hinein.

Ein paar Mal zweigten schmalere Gänge ab, doch Zamorra blieb auf seinem Weg. Der Gang endete vor einem Rundbogen, hinter dem sich eine kleine Plattform ausdehnte.

Zamorra trat hinaus. Von der Plattform aus führten Treppen noch

tiefer. Im flackernden Schein der Fackel erkannte er undeutlich einige seltsame Gerätschaften am Boden des Gewölbes, als er hinunterging.

Wenige Sekunden darauf war ihm eine Vermutung zur Gewissheit geworden.

Professor Zamorra befand sich in der Folterkammer der weißen Burg. Ein makabres Arsenal an Mordwerkzeugen breitete sich unter ihm aus.

In allen Zeiten der Menschheitsgeschichte war gefoltert worden.

Auch heute noch werden Menschen gemartert, wenngleich die Praktiken etwas subtiler, aber deshalb um nichts weniger grausam geworden sind. Ihre ›Blütezeit‹ erlebte die Folter während der Zeit der spanischen und portugiesischen Inquisition. In den Einflussbereichen dieser Mächte wütete sie am grausamsten.

Jaime y Ronza di Saratoga war ein Scherge dieser unmenschlichen Gerichtsbarkeit gewesen. Als Inquisitor war er Ankläger, Richter und Beichtvater in einer Person. Ihm musste der Angeklagte gleich zu Beginn schwören, allen Geboten der Kirche zu folgen, alle Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten, alle Mitketzer zu verraten und jede Buße willig auf sich zu nehmen. Ein Verteidiger in diesem Verfahren war nicht gestattet. Hätte jemand es gewagt, gegen den Inquisitor auszusagen, wäre er selbst auf dem Scheiterhaufen gelandet.

Der Henker von Saratoga war ein Zeitgenosse von Thomas de Torquemada, ebenfalls ein Großinquisitor, der zehntausendzweihundertzwanzig Menschen auf den Scheiterhaufen und siebenundneunzigtausenddreihunderteinundsiebzig auf die Galeeren beförderte.

Jaime y Ronza di Saratoga stand ihm nur wenig nach. Die Methoden waren damals überall dieselben gewesen.

Man schleppte den Ketzer in die Folterkammer, wo ihm alle furchtbaren Marterwerkzeuge anschaulich vor Augen geführt wurden. Legte er angesichts dieser schauderhaften Geräte auch dann immer noch nicht das erforderliche Geständnis ab, wurde mit der grausamen Prozedur begonnen. Während der Tortur wurde die Folter mehrmals mit Weihwasser besprengt. Zahllos waren die entsetzlichen Mittel, welche folgten, das Opfer zermürbt zur Strecke zu bringen.

Von Zeit zu Zeit fragte man den Gemarterten wieder, ob er endlich bekennen wolle. Die meisten Ketzer gestanden nun, übermannt von unsäglichen Schmerzen, alle beliebigen Auskünfte, welche die Inquisitoren zu hören begehrten.

Zamorra kannte dieses dunkle Kapitel der Kirchengeschichte ganz genau.

Deshalb verbannte er auch die Geschichte von Donna Isabell Conchita di Minestrale nicht vollkommen in den Bereich der Legende.

Gräueltaten dieser Art waren begangen worden.

Fand die Verbrennung einer Hexe statt, wurde sie in der Regel auf

Sonn- und Festtage gelegt, um möglichst viele Zuschauer heranziehen zu können. Besondere Reiter luden in umliegenden Gebieten zu dem Schauspiel ein. Für Fenster mit Sicht auf den Scheiterhaufen wurden hohe Preise gezahlt.

Und jetzt schritt Professor Zamorra in ein Verlies hinab, in dem früher den Hexen und Ketzern die Geständnisse abgerungen wurden. Diese Wände mussten unsagbar viel Leid gesehen haben.

Zamorra erreichte den Boden der Kammer.

Am Treppenende steckte eine weitere Fackel. Professor Zamorra entzündete sie. Er entdeckte noch eine zweite und dritte Fackel. Es war jetzt nahezu taghell geworden.

Erschüttert stand Zamorra vor dem Bild, das sich ihm bot.

Hier waren grausame Folterknechte am Werk gewesen. Zamorra entdeckte Piere Laguère und die beiden Töchter. Sie waren – wie viele fremde Menschen auch – auf Folterinstrumente gespannt oder daran gefesselt. Aber sie konnten nicht tot sein. Das war unmöglich.

Keiner der Körper zeigte Spuren einer Zersetzung.

Piere Laguère und seine Töchter waren seit vierzehn Tagen vermisst. Die anderen vielleicht seit Jahren. Und nirgends Zeichen der Verwesung. Alle diese Körper sahen aus wie Wachsfiguren. Wie Wachsfiguren in einem makabren Kabinett. In einem Kabinett… des Grauens…

Professor Zamorra war fassungslos. Sein Herz schlug wie rasend.

Er fühlte den Puls noch am Hals und in den Schläfen pochen. Zu ungeheuerlich war das, was sein Verstand hier verkraften musste.

Insgesamt zählte er achtzehn Personen. Von fünfzehn Vermissten hatte die Polizei von Ainsa gesprochen. Dem Henker mussten jedoch noch mehr Opfer in sein Netz geraten sein.

Zamorra stand neben dem wächsernbleichen Körper des Mädchens Nana. Wie sollte er sie von den eisernen Fesseln befreien? Unschlüssig stand er davor. Und er musste etwas tun, sonst hielt er diesen Anblick nicht aus. Er hatte Bilder von Massengräbern gesehen, und an diese Bilder fühlte er sich in diesem Augenblick erinnert.

Zamorra wollte sich soeben bücken, um die Gewichte von den Beinen abzustreifen. Er stockte mitten in dieser Bewegung. Etwas zwang ihn, in das Gesicht des Mädchens Nana zu schauen.

Sekunden verrannen.

Flatterten nicht die Augenlider des Mädchens?

Doch! Die langen Wimpern hoben sich über die Wölbung der Augäpfel. Starr und tot war der Blick, und er war genau auf Zamorra gerichtet. Die vollen weißen Lippen vibrierten, zogen sich zurück und gaben zwei Reihen blendend weißer Zähne frei. Der Kiefer klappte.

Der Körper sagte etwas. Doch das war nicht die Stimme eines Mädchens.

Zamorra kannte diese Stimme nur zu gut. Der Einarmige sprach aus ihrem Mund. Und das, was er sagte, hallte im Gewölbe schauerlich wider.

»Willkommen, Professor Zamorra…«

Zamorra sagte nichts. Er hätte nichts sagen können. Seine Kehle war ihm vom Grauen verschnürt.

»Nun, Professor? Wollten Sie nicht hinter das Geheimnis der wei- ßen Burg kommen? Ein wenig davon kennen Sie jetzt. Aber das wird Ihnen nichts mehr nützen.«

»Vincente…«

Wieder dieses irre Gelächter, das durch Mark und Bein ging, und das geeignet war, das Blut in den Adern gefrieren zu lassen.

Das Spukhafte daran war, dass das Gesicht Nanas dabei ohne Regung blieb, während diese fürchterlichen Worte aus ihrem Mund kamen.

»Professor«, sagten diese Lippen. »Einige meiner schönen Instrumente sind noch frei. Sowohl für Sie, als auch für Ihre reizende Sekretärin findet sich noch ein Platz.«

Zamorra wollte aufschreien, er wollte brüllen, doch kein Laut kam über seine Lippen. Er war unfähig, auch nur ein Wort zu sprechen.

Da fühlte er unsichtbare, schleimige Fäuste nach seinen Gliedmaßen greifen. Er wollte sich wehren, doch die Kraft war stärker als er.

Er musste zusehen, wie er auf ein Brett zuschwebte und darauf gelegt wurde. In dem Brett waren tiefe Löcher. Knarrend bewegte sich von der Decke des Gewölbes ein weiteres Brett herab. Wenn die Platte sich herabsenkte, wurde er von zahllosen Nägeln durchbohrt.

Unerbittlich kam die Platte näher. Die Kleidung wurde in Fetzen von Zamorras Körper gezerrt, so als würde ein Sturm über ihn hinwegbrausen.

Nur eines blieb ihm noch.

Das silberne Amulett des Leonardo de Montagne!

Fingerbreit war die Platte nur noch von Zamorra entfernt. Zamorra hatte in Erwartung seines Todes die Luft angehalten. Die muskulöse Brust wölbte sich nach oben. Die Bauchdecke war eingesunken.

Der erste Nagel, der ihn berührte traf auf das Amulett.

Ein infernales Tosen brach los. Der eiserne Nagel zerschmolz wie ein Eiszapfen auf einem heißen Ofen. Ein Rucken ging durch die gesamte Konstruktion. Die Platte neigte sich zur Seite und polterte krachend auf den Boden.

Zamorra sah die blauen Augen von Nana. Jetzt lag ein Ausdruck in ihrem Gesicht. Ein Ausdruck höchsten Entsetzens…

***

Nicole hatte tatsächlich die passende Tenniskleidung gefunden. Sie wählte zarte, weiße Dessous und eine ziemlich straff sitzende Bluse,

aus der keck die Spitzen ihrer Brüste stachen. Für Nicole war das Teil einer »psychologischen Kriegsführung«, und prompt verlor Rigo Velasques den ersten Satz. Beim zweiten achtete er weniger auf das Mädchen, als auf die Bälle. Trotzdem kam er auch diesmal um eine Niederlage nicht herum.

Nicoles Aufschläge hatten es in sich. Auch der dritte Satz ging an das Mädchen. Sie bemerkte, wie der junge Hotelier zunehmend die Lust am Spiel verlor. Sein Kopf war hochrot und sein Blick lange nicht mehr so freundlich wie am Anfang. Die drei Niederlagen nagten an seinem spanischen Stolz. In seinem Land durften Frauen wenn überhaupt nur die zweite Geige spielen. Er überwand es nicht so leicht, dass das Mädchen ihn spielend geschlagen hatte.

Nur Nicole strahlte. Die Bewegung an frischer Luft hatte ihr gut getan. »Genug, Señor Velasques?«, rief sie quer über das Feld.

Der Hotelier ließ den Crack sinken und wischte sich mit dem Unterarm über die schweißnasse Stirn. »Ja, für heute reicht es mir. Sie spielen sehr gut, Señorita. Haben Sie schon einmal einen Titel gewonnen?«

Nicole wusste, worauf er hinauswollte. Sagte sie jetzt ja, war der Sprung im Stolz des Spaniers nicht ganz so gewaltig. Aber sie tat ihm den Gefallen nicht.

»Ich spiele nur zum Spaß«, sagte sie deshalb.

Rigo Velasques schniefte missmutig. Aber dann kam er auf das Netz zu und streckte die Hand darüber.

Nicole ergriff sie. Dabei fiel ein Blick auf die Uhr des Hoteliers.

»Um Himmels willen«, rief sie aus. »Schon fast zwei Uhr. Wir haben über vier Stunden gespielt. Mein Chef müsste schon längst zurück sein.«

»Tatsächlich«, antwortete Velasques. »Fast vierzehn Uhr. Was hat der Professor eigentlich unternommen?«

»Er ist dorthin gefahren, wo einst die Burg von Jaime y Ronza di Saratoga gestanden haben soll.«

Rigo Velasques ließ ihre Hand fahren, als hätte er ein glühendes Stück Eisen angefasst. Schlagartig wurde sein gerötetes Gesicht bleich. »Das ist doch nicht Ihr Ernst!«, entfuhr es ihm.

Nicole blickte ihn verständnislos an. »Warum nicht, natürlich ist es mein Ernst. Aber warum sind Sie so blass geworden.«

»Bin ich das?«, fragte Velasques nervös.

»Sie sind weiß wie Ihr Hemd.«

»Gewöhnen Sie sich langsam an den Gedanken, dass Sie Ihren Chef nie mehr sehen werden«, sagte Rigo Velasques. Seine Stimme klang tonlos. »Wenn ich gewusst hätte, dass Ihr Chef wahnsinnig ist, hätte ich ihm das Zimmer im Esplanada nicht gegeben.«

»Erlauben Sie mal«, ergriff Nicole Duval Partei für Professor Zamorra.

»Was fällt Ihnen ein, so über meinen Chef zu reden?«

Doch gleichzeitig bemerkte sie, dass sie sich in der Wahl ihrer Worte vergriffen hatte.

Velasques schaute sie traurig an. »Vielleicht hätte ich es Ihnen schonender beibringen können«, meinte er, »aber es ist so, wie ich es gesagt habe. Ihren Professor werden Sie nicht mehr sehen.«

»Und warum nicht?«

»Ach, was wissen Sie von diesem Land und seiner Geschichte. Sie haben da einen Namen genannt; ich möchte ihn in meiner Gegenwart nicht mehr hören.«

»Was macht Sie so sicher, dass Professor Zamorra nicht mehr kommen wird?«

Rigo Velasques druckste eine Weile herum, bevor er antwortete.

»Ich bin mir eben sicher. Professor Zamorra ist beileibe nicht der erste Mensch, der von dort nicht mehr wiederkehrt. Der Platz ist verflucht.«

Nicole starrte den jungen Hotelier an. »Langsam frage ich mich«, sagte sie, »ob ich hier in den Pyrenäen des zwanzigsten Jahrhunderts oder des Mittelalters bin.«

Velasques verzog sein Gesicht zu einem missglückten Grinsen.

»Das habe ich mich auch schon manchmal gefragt, aber es ist nicht gut, darüber zu sprechen.«

»Wovon habt ihr eigentlich alle Angst hier? Können Sie sich nicht deutlicher ausdrücken?«

»Egal ob wir Angst haben oder nicht. Grund dazu hätten wir genug. Was wollte Ihr Professor an diesem Platz?«

»Er stellt Forschungen an. Er ist Parapsychologe.«

»Para… was?«

»Ein Grenzwissenschaftler. Er gibt sich mit okkulten Dingen ab.«

»Dann hat er das jetzt die längste Zeit getan«, meinte Rigo Velasques lakonisch. »Fahren Sie zurück und suchen Sie sich einen neuen Job. Ihr Aufenthalt hier und der Ihres Chefs geht auf meine Rechnung.« Velasques wollte sich abwenden. Seine Schultern waren nach vorne, das Kinn auf die Brust gefallen. Er machte einen niedergeschlagenen Eindruck.

Nicole setzte mit einem Scherensprung über das Netz. »Halt«, sagte sie. »Sie können mir nicht erst Sorgen machen und mich dann stehen lassen. Jetzt bin ich neugierig geworden. Jetzt möchte ich die ganze Wahrheit erfahren.«

»Nicht von mir«, wehrte Rigo Velasques ab. Vom spanischen Stolz war nicht eine Spur zurückgeblieben. Rigo Velasques hatte nur mehr Angst. Eine ganz gemeine kreatürliche Angst.

»Aber natürlich werden Sie mir etwas sagen«, erwiderte Nicole resolut und packte den Mann an den Schultern. Auch ihr Gesicht war

jetzt gerötet, doch nicht von der Hitze des Spiels. Nicole war wütend. »So einfach kommen Sie mir nicht davon. Sie werden mich jetzt zu dieser Stelle hinauffahren.«

Velasques stand, als wäre er gegen eine unsichtbare Mauer gerannt. Langsam, wie in Zeitlupe, wandte er sich Zamorras Sekretärin zu. »Nein«, flüsterte er. »Alles, nur das nicht.«

»Aber ich verlange Hilfe von Ihnen. Sind Sie ein Mann oder sind Sie keiner?« Mit blitzenden Augen musterte sie den schwarz gelockten Mann. Hatte sie ihn endlich am Nerv getroffen?

»Ich würde Ihnen lieber meinen Anteil am Hotel geben«, sagte er betroffen. »Das können Sie nicht von mir verlangen.«

»Mon Dieu«, rief Nicole aus. »Es muss alles falsch gewesen sein, was ich je über dieses Land und seine Bewohner gehört habe. Wo ist nur der sprichwörtliche Mut dieses Volkes geblieben? Wie kommt es, dass ein Mann dieses Landes einem Mädchen seine Hilfe versagt?«

Nicole Duval überspielte die Tatsache, dass Velasques' Worte sie schwer getroffen hatten.

Auch sie fühlte inzwischen die Angst in sich. Eine jämmerliche Angst. Doch deshalb gab sie noch nicht auf. Vielleicht hätte sie aufgegeben, wenn sie die wirkliche Geschichte des Henkers von Saratoga gekannt hätte. Vielleicht hätte sie dann das Grauen verstanden, das Rigo Velasques jetzt schüttelte.

Sie hatte an seine Männlichkeit appelliert. Hatte es auch etwas genützt?

»Ich lasse mein Volk nicht beschimpfen«, murmelte Rigo Velasques. »Kommen Sie, wir fahren, und wenn es das Idiotischste ist, was wir tun können.«

Bei Nicole stellte sich kein Gefühl des Triumphes ein, obwohl sie es nach dieser positiven Nachricht erwartet hatte.

Jetzt hat er mich angesteckt, sagte sie sich. Doch die Schritte, mit denen sie sich auf das Tor im Gitter zu bewegte, das die Tennisplätze von der übrigen Hotelanlage trennte, waren noch fest.

Rigo Velasques dagegen ging schleppend wie ein zum Tode Verurteilter, der seinen letzten Gang zum Schafott antritt.

»Warten Sie«, sagte Nicole, auf der Terrasse angelangt. »Ich ziehe mich nur schnell um.«

»Nun lassen Sie das«, antwortete Velasques beinahe bissig. »Mir zumindest ist es egal, was ich anhabe, wenn die Reise in die Hölle geht.«

»Dann eben nicht«, meinte Nicole und steuerte hinter dem Hotelier die Großgarage an.

Er fuhr einen Alfa Romeo. Das neueste Modell, knallrot und mit offenem Verdeck. Der Schlüssel steckte im Zündschloss.

Nicole nahm neben ihm Platz. »Sie wissen, wo der Platz ist?«, fragte

sie.
»Jeder hier weiß das«, rief Velasques in das Röhren des Motors.
»Aber keiner hier wäre so dumm, freiwillig dorthin zu fahren.«
»Vielleicht begegnen wir dem Professor unterwegs«, meinte Nicole, »und wir haben uns die ganzen Sorgen umsonst gemacht.«
Velasques bedachte sie mit einem traurigen Blick voller Mitleid.
Nicole kam es vor, als hätte er dumme Gans gesagt. Sie grub ihre Zähne in die Unterlippe und starrte betont geradeaus durch die Windschutzscheibe.
An ihrer Nasenwurzel hatte sich wieder jene bewusste V- förmige Falte gebildet, die immer dann auftrat, wenn Nicole intensiv nachdachte oder wenn sie mit der Entwicklung der Dinge nicht ganz einverstanden war.
Velasques verlor kein weiteres Wort mehr. Er schaute Nicole auch kein einziges Mal mehr an. Er klammerte sich ans Steuer wie an einen Rettungsring. Die Büsche und Bäume rasten wie grüne Schatten an ihnen vorbei.
»Wenn Sie so fahren«, rief Nicole durch das Heulen des Fahrtwindes und das Dröhnen des Motors hinweg, »dann glaube ich gerne, dass wir nicht mehr lange zu leben haben.«
Velasques fuhr verbissen weiter. Er trieb den Alfa in die engen Kurven, als gälte es, eine Rallye zu gewinnen.
Auf Nicoles Ausruf hin verlangsamte er die Fahrt etwas.
»Wie wir abkratzen, ist doch egal«, sagte er. »So weiß ich wenigstens, dass es schnell geht.«
Velasques war ein sicherer Fahrer. Nicole hatte nicht den Eindruck, neben einem Selbstmörder zu sitzen. Der junge Hotelier gab nur seiner Wut ein Ventil. Er hatte sich von dieser Französin überreden lassen, auf einen vermeintlich höllischen Trip zu gehen.
»Halt«, schrie Nicole plötzlich. Mit beiden Händen fasste sie an den oberen Rand der Windschutzscheibe und zog sich aus ihrem Sitz hoch.
»Bleiben Sie stehen! Sehen Sie dort!«
Sie ließ sich zurückfallen und Rigo Velasques trat auf die Bremse.
Auch er hatte gesehen, worauf Nicole ihn hingewiesen hatte.
Am Rand der Straße stand ein Mädchen. Er kannte es nicht. Dafür aber Nicole umso besser. Sie sprang aus dem Wagen und eilte auf das Mädchen zu. »Nana Laguère! Wo kommen Sie denn her?«

***

Zamorra hatte sich plötzlich wieder frei bewegen können. Er hatte sich von dem Folterinstrument herunterfallen lassen und war auf allen vieren gelandet.
Nur einen winzigen Augenblick hatte er die Stelle, an der Nana Laguère an die Wand des Gewölbes gekettet war, aus den Augen

gelassen. Als er jetzt wieder hinblickte, war das Mädchen verschwunden. Die eisernen Ringe hingen leer herab, die Gewichte an den Füßen waren zu Boden gepoltert.

Langes Grübeln hatte keinen Zweck.

Zamorra akzeptierte die Tatsachen so, wie sie sich ihm boten.

Sonst war in der Folterkammer alles unverändert geblieben. Nach wie vor stierten die wächsernen Puppen ins Leere.

Zamorra glaubte nicht, dass sein Leben noch unmittelbar bedroht war. Das Amulett hatte einen Teil des Zaubers brechen können.

Er ging zu Piere Laguère hinüber. Die Haut fühlte sich steinhart an und glatt wie Marmor. Zamorra fiel der Vergleich mit einer Tiefkühlkammer ein. Genauso verhielt es sich mit den anderen erstarrten Menschen.

Hier in dieser Gruft des Grauens kam er nicht mehr weiter. Er musste unbedingt versuchen, einen Ausweg zu finden.

Die plötzliche Rettung vor dem Tode hatte in ihm neue Hoffnungen geweckt. Mut und Tatkraft kehrten zurück.

Das Brett, auf dem er vor wenigen Minuten noch gelegen hatte, war verformt. Die meisten Nägel angeschmolzen. Das Marterinstrument war zerstört.

Zamorra ging los und holte zwei Fackeln aus ihren Halterungen.

Die eine löschte er aus. Er musste mit dem Licht sparsam umgehen.

Oberhalb der Stelle, an der das Mädchen gehangen war, bemerkte er eine in den Stein gehauene Galerie. Vermutlich hatte man von dort aus früher einmal beobachtet, wie die Arbeit unten in der Folterkammer voranging. Wie den Gepeinigten falsche Geständnisse gewaltsam erpresst wurden.

Zamorra fasste an eine der leeren Handschellen und prüfte, ob sie fest genug saß, um sein Gewicht zu halten. Das Eisen blieb in der Verankerung.

Zamorra zog sich hoch und war kurz darauf über die Brüstung geklettert. Die Fackel hatte er vorausgeworfen. Zum Glück war sie nicht verlöscht.

Ohne einen Blick zurückzuwerfen, schritt Zamorra die Galerie entlang. Irgendwohin musste der Gang ja führen. Seine Schritte hallten hohl in den Gewölben wider. Gespenstisch flackerte die Flamme und beleuchtete roh behauenen Fels, aus dem es nass hervortrat.

Der Gang führte nicht aufwärts, wie Zamorra gehofft hatte. Immer tiefer geriet Zamorra in den Berg hinein.

Durch abgelegene Grotten hindurch, in denen Skelette lagen.

Zamorra hielt sich nirgendwo auf. Er drängte vorwärts, so schnell er konnte. Er hatte inzwischen den Zeitbegriff verloren. Er wusste nicht, war es Nachmittag oder schon tiefe Nacht.

Plötzlich huschte ein schwarzer Schatten vor ihm über den Gang.

Kratzende Geräusche wurden laut. Ein durchdringendes Quieken folgte.

Zamorra blieb stehen. Die eine Fackel vorausgestreckt, die andere über dem Kopf zum Schlag erhoben, stand er abwartend da. Er war auf einen Angriff gefasst. Nur – welcher Art dieser Angriff sein sollte, vermochte auch er nicht zu sagen.

Wieder dieses fauchende Kreischen. Zamorra ging vorsichtig ein paar Schritte weiter.

Das Kreischen hatte schon sehr nahe geklungen. Zwei glühende Lichtpunkte glitzerten knapp über dem Boden aus dem Dunkel.

Zwei eng beieinander stehende, brennende Augen.

Ein Tier?

Durch die Akustik der Höhlen wurden die Laute verfälscht. Zamorra schrieb es seinen überreizten Nerven zu, dass er sich so erschreckt hatte.

Was dort vor ihm kauerte, war nichts als eine Katze. Eine Wildkatze allerdings. Sie war fast so groß wie ein mittlerer Hund. Die Schnurrhaare standen links und rechts des geöffneten Rachens zur Seite. Die vier spitzen Reißzähne leuchteten im Schein der Fackel.

Die Krallen waren ausgestreckt. Gefährliche Krallen.

Das Tier war zum Sprung geduckt. Nur die brennende Fackel hielt es noch ab.

Zamorra hatte keine Angst. Mit einer Katze konnte er fertig werden. Auch wenn sie wild war. Sie war zumindest kein Fabelwesen, und das brachte einen erfreulichen Aspekt in die Begegnung.

Irgendwie musste sie in dieses Höhlenlabyrinth gekommen sein.

Also gab es irgendwo auch einen Ausgang.

Zamorra scheuchte die gelb getigerte Katze mit der Fackel auf. Das Tier fauchte ihn an, doch es wich zurück. Die Angriffslust schien ihm vergangen zu sein. Dann drehte es sich plötzlich um und war mit wenigen Sprüngen verschwunden.

Zamorra folgte, so schnell er konnte.

In der Höhle war es stickig und kalt gewesen. Zamorra spürte, dass die Temperaturen stiegen. Auch führte der Gang jetzt schräg aufwärts. Von der Katze hörte er nichts mehr.

Zamorra begann zu laufen. Der Gang war hoch genug, dass er sich den Kopf nicht anstieß. Nach einiger Zeit wurde er schmaler und wenig später sehr eng. Zamorra musste ausatmen und sich zwischen den Felswänden hindurchdrücken. Wenn er nur jetzt nicht stecken blieb.

Lag da vorne nicht ein Schimmer von Tageslicht?

Er arbeitete sich weiter und zerschrammte sich die Haut dabei. Er nahm keine Rücksicht auf sich. Er musste weiter.

Hin zu dem Licht, das ihm trüb entgegenschimmerte.

Ein Luftzug hatte die Fackel verlöscht. Er brauchte sie nicht mehr.

Die Helligkeit war zwar nur vage, doch sie ließ ihn seine Umgebung unterscheiden.

Über gewachsenen Fels stolperte er in eine kleine Grotte. Hier kannte er sich wieder aus. Hier war er schon gewesen.

Er war in der Felsenwohnung des Einarmigen gelandet.

Die Höhle war verlassen. Zamorra wusste jetzt, woher dieser Duft nach Moder rührte. Er hatte die Leichen in den Gewölben gesehen, die Ausdünstungen des Todes eingeatmet.

Neben Vincentes Lager fand er ein paar Kleidungsstücke. Es waren Lumpen. Doch sie würden für kurze Zeit ihren Dienst erfüllen.

Zamorra schlüpfte hinein. Alles war ihm viel zu eng. Vor der Brust brachte er das Hemd nicht zusammen. Hauptsache, er hatte wieder etwas an und konnte sich hinunter ins Städtchen wagen.

Durch den rechteckigen Eingang glomm es fahl. Der Tag neigte sich seinem Ende zu.

Zamorra trat hinaus. Er fühlte sich wie ein Mensch, der nach jahrelanger Kerkerhaft zum ersten Mal wieder unter den freien Himmel trat. Sein Herz schlug kräftig, seine Brust wurde weit, und mit jedem Atemzug glaubte er, ein Stück vom Glück einzuatmen.

Er war einer tödlichen Falle entronnen. Er hatte einen ersten kleinen Sieg über den Dämon Jaime y Ronza di Saratoga errungen.

Wie violette Nebelschwaden kam die Nacht herüber über die Pico di Aueto. Die Luft war klar.

Er sah das Städtchen unter sich in den letzten Strahlen der Sonne liegen. Lang warfen die beiden Kirchtürme ihre Schatten auf die Häuser und die engen Gassen, die sich wie zusammengeduckte Tiere um den Marktplatz gruppierten.

Zamorra genoss diesen Anblick, obwohl er alltäglich war. Er gab sich der Illusion hin, nie etwas Schöneres gesehen zu haben.

Er war wieder frei.

Dann machte er sich auf den Weg den Pfad hinunter. Die nutzlos gewordenen Fackeln warf er in den Ginsterbusch neben dem Eingang zu Vincentes Höhle.

Noch eine gute Viertelstunde zum Hotel.

Zamorra rannte.

***

Nicole war aufgeregt aus dem Alfa geklettert. Kein Schimmer des Erkennens in den Augen von Nana. Ihr Gesicht blieb nichts sagend.

Ja, das war es: nichts sagend. Dabei musste Nana Nicole erkannt haben. Professor Zamorras Sekretärin hatte ihr einmal eines ihrer Kleider geschenkt, denn sie hatten ähnliche Figuren. »Was ist mit

Ihnen?«, fragte Nicole besorgt. »Was ist mit Ihrem Vater?«
Das Mädchen öffnete die Lippen. Was sie sagte, klang wie auswendig gelernt. Die Worte flossen nur zäh, wie bei einem Kind, das zum ersten Mal spricht. »Ich kann Sie zu ihm bringen«, sagte Nana und schaute dabei geistesabwesend an Nicole vorbei. »Kann ich einsteigen?«
»Aber natürlich.«
Nicole riss den Wagenschlag auf. Sie war vorher darübergeklettert.
Nanas Augen huschten über die Armaturen, als würde sie so etwas zum ersten Mal sehen. Sie rückte zur Mitte weiter, so dass Nicole gerade noch Platz hatte.
»Das ist Nana«, erklärte Nicole knapp. »Eines der Mädchen, das vor kurzem verschwunden ist.«
Rigo Velasques nickte gottergeben. »Sind Sie sich wirklich so sicher?«, fragte er und starrte das fremde Mädchen mit einem seltsam forschenden Blick an.
»Sie hat einen Schock davongetragen«, antwortete Nicole nur. »Ist das nicht verständlich? Das arme Mädchen. Was müssen Sie durchgemacht haben. Erzählen Sie!«
Die letzten Worte hatten wieder dem Mädchen gegolten.
Aber Nana sagte nichts. Sie schaute dumpf über die lange Motorhaube auf die Straße. »Geradeaus weiter«, kam es nach einer Weile tonlos. »Wir müssen geradeaus fahren.«
Der Motor war beim Abbremsen abgestorben. Rigo Velasques ließ ihn wieder an. Als er an den Ganghebel der Mittelkonsole fasste, berührte er versehentlich die nackten Knie des Mädchens. Sie waren eisig kalt, obwohl es jetzt zu dieser Stunde mindestens 35 Grad im Schatten hatte. Seine Hand zuckte zurück.
»Was ist?«, fragte Nicole. »Warum fahren Sie nicht weiter? Sie hörten doch! Geradeaus.«
Velasques schnaubte grimmig. »Geradeaus in die Hölle. Wie Sie es befehlen, Señorita.«
Wieder berührte er Nanas Knie. Sie schien von dieser Berührung nichts zu bemerken. Die Haut fühlte sich hölzern an. Wie poliert.
Und eiskalt. Rigo Velasques stieß den ersten Gang ins Getriebe und ließ die Kupplung kommen. Der rote Wagen schoss mit einem Satz nach vorne.
»Ist Ihnen kalt?«, wollte Nicole jetzt besorgt wissen. Endlich hatte auch sie bemerkt, welch unheimliche Temperaturen von diesem Mädchen ausgingen. Geradeso, als wäre es eben einer Tiefkühltruhe entstiegen.
»Nein«, kam klar die Antwort. Sonst nichts.
Velasques hatte wieder die vorherige Geschwindigkeit erreicht.
Ihm war jetzt alles egal. Eine Art Fatalismus hatte von ihm Besitz

ergriffen. Für ihn war der Ausgang dieses Unternehmens von Anfang an klar gewesen. Die Fahrt konnte kein gutes Ende nehmen. Das fremde Mädchen neben ihm war kalt wie eine – Leiche…

Ein Spuk. Keine Wirklichkeit.

Velasques raste weiter. Die Raserei lenkte ihn ab. Sie zwang ihn, sich auf die Straße zu konzentrieren. Und an etwas anderes wollte er nicht denken. Nur nicht denken in dieser Situation.

Dann konnte auch keine Angst aufkommen.

Wieder eine Kehre. Er nahm sie fast auf zwei Rädern. Das Heck des Wagens schlitterte zur Straßenmitte. Velasques steuerte dagegen, gab Gas und fing ihn ab. Haarscharf am Abgrund auf der anderen Seite vorbei. Die Reifen quietschten gequält. Rigo Velasques starrte verbissen auf das graue Band der engen Straße, die wie eine zu schnell geschaltete Rolltreppe unter ihnen hinwegschoss.

Trotz aller Konzentration spürte er den Griff an seiner Schulter. Es war ein eiskalter Griff. So viel Kraft konnte das Mädchen gar nicht haben. Er wollte aufschreien vor Schmerz. Die Schulter tat ihm weh.

Nicole erging es ähnlich, als Nana plötzlich beide Hände erhoben und sie auf ihrer beiden Schultern gelegt hatte.

Velasques kurbelte am Steuer. Wie wild. Doch er konnte drehen, wie er wollte. Die Reifen reagierten nicht auf den Ausschlag. Sie rasten weiter, wild wirbelnde, silberne Speichen.

Der Wagen schoss auf den Abgrund zu. Nicole schrie auf.

Dann röhrte der Alfa über die Straße hinaus, hing einige Augenblicke in der Luft wie ein Turmspringer über dem Wasserbecken. Jetzt senkte sich die rote Schnauze.

Doch unter ihnen war kein Wasser. Und wenn: Es hätte ihnen auch nichts genutzt. Die Schlucht war hier fast zweihundert Meter tief. Niemand überlebt so einen Sturz.

Rigo Velasques spürte das Fahrstuhlgefühl im Magen. Es ging abwärts. Sie wurden aus den Sitzen gehoben. Der Wagen fiel unter ihnen davon.

Aber seltsam – diese Hände des Mädchens. Diese eiskalten Hände.

Sie lösten sich nicht von ihren Schultern. Velasques fühlte sich daran wie aufgehängt. Fiel er plötzlich langsamer, oder war auch das nur eine Täuschung?

Es konnte nur Täuschung sein!

War er schon tot?

War das der Tod, wenn man mit einem Male das Gefühl hat, in einem Berg von Watte zu versinken? Aber warum war diese Watte grün?

Eine Fülle von Eindrücken prasselte gleichzeitig auf Rigo Velasques ein. Zu schnell, als dass er sie einzeln hätte registrieren können.

Genauso erging es Nicole Duval. Mit eiskalten Händen an den Schultern, die mit ihren Körpern verwachsen zu sein schienen, sanken

sie tiefer. Das Grün wich einem dunklen Türkis, wurde von einem stählernen Violett verdrängt, das rasch der Schwärze Platz machte. Sie sanken durch schwarze Watte, sanken in einen bodenlosen Abgrund, in unendliche Leere.

Rote Schleier wallten aus dem Schwarz vor ihren Augen, alle Sterne des Universums umwirbelten sie in einem immer wilder werdenden Kreis, bis auch dieses letzte Licht von der gähnenden Dunkelheit zerrissen wurde. Der Sternennebel löste sich auf, zerflatterte.

Zurück blieb das Gefühl von Leere, das Gefühl, in einem Vakuum zu schweben.

Dann löste sich auch der Druck von ihren Schultern. Allmählich nur. Die rasende Fahrt war zu Ende. An welchem Ende?

Nicole schlug die Augen auf.

Körper leuchteten fahl aus der Dunkelheit. Weiße, nackte Körper.

Nicole wollte ihren Kopf bewegen, um sich zurechtzufinden. Es ging nicht. Ihr Hals war starr geworden. Auch die Beine ließen sich nicht anheben. Sie waren schwer wie Blei. Nur ihre Augen sahen, ohne dass die Pupillen zucken konnten. Ihr Blick war auf einen einzigen Winkel fixiert, auf jenen Winkel, den die Haltung ihres Kopfes ihr gebot.

Und sie sah Nana in der zwielichtigen Düsternis. Wie tot hing sie in den Ketten.

Mit einem Male erkannte Nicole, dass sie auf dieselbe Weise gekettet war, obwohl sie es nicht sehen konnte. Sie wusste es einfach.

Auch Rigo Velasques konnte sie undeutlich erkennen. Ihm ging es auch nicht besser. Doch in dem Gesichtsausdruck des jungen Hoteliers lag kein Schmerz. So wenig wie in dem der anderen Gepeinigten, die sie umgaben. Hier in der Folterkammer des Henkers von Saratoga.

An der einen Wand brannte noch fahl eine Fackel. Nicht mehr lange, und das flackernde Licht würde verlöschen. Es lag jetzt schon in den letzten Zügen. Blaue Flämmchen zuckten ersterbend.

Und dann würde nur mehr Dunkelheit um sie sein und die Angst, die zu ihrer Gefolgschaft gehörte.

Nicole und Velasques würden alleine sein inmitten dieser zu Stein erstarrten Körper, und ihre Einsamkeit würde grenzenlos sein.

Professor Zamorras Sekretärin hing da, zur Bewegungslosigkeit verdammt. Sie lebte noch, doch war das leben?

Sie fühlte sich auf Eis gelegt, konserviert.

Konserviert, für ein Bacchanal der Hölle.

Die Gedanken, von denen sie plötzlich gepeinigt wurde, waren schlimmer, als alle diese fürchterlichen Marterwerkzeuge um sie herum.

***

Die Nacht kam überraschend schnell in dieses Hochtal im Herzen der

Pyrenäen. Sie senkte sich wie eine riesige Glocke herab und hüllte alles ein mit ihrer Dunkelheit. Beinahe ohne Übergang tauchten die Sterne aus dem nachtschwarzen Blau des Himmels.

Zamorra war dankbar dafür. So konnte er es vermeiden, dass er sich in diesem Aufzug zeigen musste. Er war es nicht gewohnt, in Lumpen gekleidet zu gehen. Er würde jetzt zuerst duschen und sich dann umziehen. Morgen würde er eine ganze Kolonne von Bauarbeitern zusammentrommeln und den Grund unter dieser Burg zuoberst kehren lassen. Irgendwie musste es doch eine Möglichkeit geben, die zweifellos vorhandenen Gewölbe freizulegen, einen natürlichen Zugang zu diesen Grüften und Grotten zu schaffen. Wenn erst die Strahlen der Sonne hart in den aufgerissenen Berg leuchteten, würden auch die Schatten der Unterwelt weichen, die das Sonnenlicht nicht vertrugen.

Der Professor schlich sich über die Terrasse an. Sein Zimmer lag im ersten Stock und wies in den Park des Hotels. Ein kleiner Balkon stand ihm zur Verfügung. Mit einem Sprung und einem anschließenden Klimmzug musste es ihm möglich sein, den Balkon zu erreichen. Die Tür hatte er offen stehen lassen. Nur die hölzernen, grün gestrichenen Jalousien waren angelehnt. Sie würden kein unüberwindbares Hindernis bieten.

Zamorra achtete darauf, dass er nicht gesehen wurde. Zum Glück hielt sich zu dieser Zeit noch niemand auf der Terrasse des Hotels auf. Es war die Zeit vor dem Abendessen, und die vertrieb man sich entweder in der Bar bei einem Aperitif oder bei den Pool-Billard-Tischen. Zamorra hörte Kugeln gegeneinander klacken.

Wie erwartet gelang es ihm, auf den Balkon zu seinem Zimmer zu gelangen. Der Rest war ein Kinderspiel. Ein leichter Druck mit der Schulter genügte, und der Haken, der die Jalousietür zugehalten hatte, war aus seiner Halterung gerissen.

Im Zimmer war es wärmer als draußen. Zamorra machte Licht. Im ersten Augenblick sah es so aus, als wäre während seiner Abwesenheit nichts verändert worden, doch dann fiel sein Blick auf den Nachttisch neben dem Bett aus schwarzem Holz.

Das Buch war nicht mehr da. Dabei erinnerte sich Zamorra genau, es dort hingelegt zu haben. Sollte es Nicole sich geholt haben? War es ihr am Nachmittag zu langweilig geworden?

Überhaupt Nicole. Bestimmt hatte sie sich Sorgen seinetwegen gemacht. Über Professor Zamorras Gesicht huschte ein leises Lächeln.

Es erfüllte ihn mit Stolz, dass ein Mädchen wie Nicole sich Sorgen um ihn machte. Er dachte zärtlich an Nicole Duval. Aber jetzt hatte sie schon so lange auf ihn gewartet, da kam es auch auf die paar Minuten nicht mehr an, die er zum Duschen und zum Umziehen brauchte. Bestimmt hatte Rigo Velasques ihr die Zeit so angenehm wie möglich

vertrieben.

Noch während er unter der brausenden Dusche stand und das heiße Wasser an seinem Körper herunterdampfte, wurden seine Gedanken von den Erlebnissen des Nachmittags wieder überschattet.

Andererseits machte er sich für den Augenblick keine Sorgen mehr.

Er würde, wie geplant, ruhig die Nacht abwarten und am nächsten Morgen mit einem Trupp von Arbeitern am Standplatz der Weißen Burg zu graben beginnen. So gab der Boden darunter sein Geheimnis am ehesten preis. Schwieriger würde es sein, die armen Opfer wieder zum Leben zu erwecken, wenn es überhaupt noch eine Rettung für sie gab. Der morgige Tag würde es zeigen. Es hatte keinen Zweck, jetzt darüber noch lange nachzugrübeln. Im Augenblick konnte er gar nichts tun.

Schnell kleidete er sich an. Noch einmal fiel sein Blick auf den leeren Nachttisch, den Nachttisch, auf den er das Buch gelegt hatte. Eigentlich brauchte er es nicht mehr. Hatte er Nicole eigentlich einen Schlüssel zu seinem Zimmer gegeben?

Doch, er hatte. Heute früh, beim Frühstück. Er hatte es so eilig gehabt, sich davonzumachen, dass die Zimmerschlüssel auf dem Tisch liegen geblieben waren.

Zamorra hoffte, Nicole an der Bar zu treffen, aber da fand er sie nicht. Er steuerte die Rezeption an. Señor Galvez lief ihm über den Weg, der Mann, den er bis gestern Abend für den alleinigen Besitzer des Hotels gehalten hatte. Señor Galvez war klein, stämmig und in diesem Augenblick höchst aufgeregt. Zamorra trat zur Seite. Sie wären beinahe zusammengerannt. Galvez stammelte eine Entschuldigung, ohne Zamorra richtig angesehen zu haben und hetzte schon weiter. Doch plötzlich blieb er stehen. Kurz vor dem Palisandertresen der Rezeption.

»Professor Zamorra!« Offensichtlich war es jetzt erst bei ihm durchgesickert, mit wem er da beinahe zusammengestoßen wäre.

»Ja«, sagte Zamorra verwundert. Was hätte er auch groß anderes sagen sollen? Der Blick des Hoteldirektors flackerte unruhig.

»Man hat Sie schon gesucht. Wo kommen Sie her? Ich…«

Nun ist es total ungewöhnlich, dass ein Hoteldirektor sich so nach dem Aufenthaltsort eines Gastes erkundigt. Im selben Augenblick schien er das auch bemerkt zu haben, denn sein rundes Gesicht nahm diesen geschäftsmäßig servilen Ausdruck an, den man oft bei Leuten des Dienstleistungsgewerbes findet. »Entschuldigen Sie, Monsieur. Aber ich bin tatsächlich überrascht. Wir hatten alle vermutet, dass…«

Es schien zu seinen Eigenheiten zu gehören, nie einen Satz zu beenden. Oder aber es lag nur an seiner momentanen Aufregung. Und aufgeregt war er. Zamorra hätte nicht erst Psychologie studieren zu brauchen, um das zu erkennen. Galvez war sogar höchst erregt. Sein

zweites Kinn zitterte noch mehr als sein erstes.

»Könnten Sie mir nicht der Reihe nach erzählen, was eigentlich passiert ist?«, fragte Zamorra und trat näher. Unbewusst schaute er sich nach Nicole Duval um, aber er sah sie nicht. Konnte sie auch nicht sehen.

»Dann wissen Sie also nicht, was…?«

»Der Reihe nach, bitte!«

Zamorras Stimme konnte ein empfindlicher Seismograph seiner Empfindungen sein. Jetzt hatte sie einen Anflug von Unmut und von Sorge. Dann wusste Zamorra mit aller Deutlichkeit, dass mit Nicole irgendetwas geschehen sein musste.

»Was ist mit Mademoiselle Nicole?«, fragte er. Er stand dicht neben dem zitternden Hotelchef und sah auf ihn hinunter. Er hatte eine Halbglatze. Ein verrückter Augenblick, das festzustellen.

»Verschwunden ist sie. Und Señor Velasques dazu!« Galvez weinte fast. Er war ein kleines, hilfloses Bündel Mensch geworden, das vergeblich um Fassung rang.

»Verschwunden?«

»Und das Auto ist zerstört.«

»Welches Auto?«

Nach und nach erfuhr Zamorra endlich, was vorgefallen war.

»Merde alors«, brummte er schließlich, nachdem Galvez geendet hatte. Die Lage sah tatsächlich ganz besch… aus.

Danach waren Nicole und der Junghotelier – er hatte heute seinen freien Tag – am frühen Nachmittag ohne zu essen weggefahren. In Richtung Brelasque. Einer der Engländer hatte das zufällig mitbekommen, als er in der Großgarage an seinem Wagen herumbastelte, weil am Vortag der Motor gestottert hatte. Zuerst hatte man sich nichts dabei gedacht. Der Engländer hatte auch erst davon erzählt, als die Polizei ins Hotel gekommen war. Das war am späten Nachmittag gewesen. Um es kurz zu machen: Der Alfa lag in einer tiefen Schlucht unweit jener Stelle, an der man den Citroën Fourgonette gefunden hatte. Wie im letzten Fall wurden auch hier keine Leichen entdeckt. Männer der Bergwacht wurden abgeseilt, und sie fanden nur ein Wrack. Wenn sie nicht den Kühlergrill gesehen hätten, hätten sie nicht einmal sagen können, dass dieser Wagen ein Alfa Romeo war. Und nur ein einziger Mann in dieser Gegend steuerte einen Wagen dieses Typs. Und Zamorra wusste jetzt auch, dass zurzeit Männer mit Handscheinwerfern in der Schlucht weitersuchten.

Das Wrack versuchte man erst gar nicht zu bergen.

Zamorra hatte genug erfahren.

»Auch Sie müssen sich der Polizei zur Verfügung halten, Señor Zamorra«, meinte Galvez eben. »Welch ein Unglück! Nein, welch ein Unglück!«

Zamorra ließ den kleinen, händeringenden Mann einfach stehen.

Im ersten Impuls drängte es ihn danach, zur Unfallstelle hinauszufahren, doch dann sah er die Sinnlosigkeit dieses Unterfangens ein, noch ehe er den Gedanken zu Ende gedacht hatte. Es würde nichts nützen. Auch er würde keine Leichen finden. Weil es keine gab. Die Körper der Vermissten lagen ganz wo anders. Aber hatte es irgendeinen Zweck, die Polizei von seinem Verdacht zu unterrichten? Es hatte keinen. Er konnte allenfalls seine Vermutungen weitergeben, und nach einigen fruchtlosen Stunden fruchtloser Diskussionen würde man ihn scheel anschauen und ihn still für verrückt erklären.

Zamorra war aus dem Hotel hinausgelaufen. In der frischen Nachtluft konnte er erst wieder klar denken. Es war kalt, aber er fröstelte nicht. Er zwang sich, klar und logisch zu denken.

Er baute an einem Mosaik. Überall lagen die Steinchen verstreut.

Aber er musste sie finden. Er musste vor allem die Plätze erfahren, wo er sie finden würde. Und die Schlucht mit dem Wrack eines roten Alfa Romeo war zweifelsfrei nicht so ein Platz.

Er war fremd in der Stadt. Die Straße, in der er sich eben befand, erkannte er trotzdem wieder. Hier hatte er den Eselstreiber nach dem Weg zu Vincentes Unterkunft gefragt.

Das war es! Dass er nicht gleich daran gedacht hatte!

Das war jener Augenblick, in dem schlechte Regisseure ihre Akteure auf der Bühne mit der flachen Hand gegen die Stirn schlagen lassen, um so zu dokumentieren, dass dem Mann da oben im Rampenlicht ein noch viel größeres Licht aufgegangen ist.

Professor Zamorra schlug ohne Hast den Weg ein, an dem das Casa Pyrenäa lag. Er hätte nur zu gerne gewusst, ob auch einige der früheren Vermissten hier übernachtet hatten, bevor sie nie mehr auftauchten.

Das Haus lag dunkel. Es stand zwischen zwei Straßenlaternen, und über dem Eingang selbst brannte nur ein Licht, das mehr der Dekoration als seiner eigentlichen Aufgabe dienlich war. Fahl standen die weißen Mauern. Die adretten Fensterläden waren zugeschlagen.

Lautlos wie sein eigener Schatten schlich Zamorra um das Haus herum. Eine uralte Sykomore breitete ihre Zweige über dem Hof aus. Zamorra war alleine in dem von niedrigen Mauern umgebenen Geviert. Rechts ein Verschlag. Es roch nach Hühnerdreck. Wahrscheinlich ein Stall. Daneben ein aus Brettern zusammengezimmerter Überbau, in dem ein Seat stand, der spanische Bruder vom 1200er Fiat.

Auf der Rückfront war ein Fenster erleuchtet, und Zamorra fiel die Grabesstille auf, die hier herrschte. Kein Lufthauch, der die schwarz hängenden Äste der Sykomore bewegt hätte.

Zamorra wunderte sich nicht lange, warum auch die Fensterläden vor dem hellen Fenster geschlossen waren. Das war ungewöhnlich.

Der ganzen Anlage des Hauses nach mussten sich dort die Wirtschaftsräume befinden. Das Casa Pyrenäa war eine Frühstückspension. Für Gäste wurde nicht gekocht. Wahrscheinlich befand sich die Küche hinter dem Viereck, das hell gestreift ein Loch aus der fahlen Dunkelheit riss. Aber warum waren die Läden dann verschlossen?

Überall in Spanien öffnet man die Fenster nachts, wenn der Tag heiß war. Und der Tag war heiß gewesen.

Wie ein Dieb näherte sich Zamorra den hellen Streifen. Er drückte sich unten an der Wand entlang, um nicht in ihren Schein zu geraten. Es schepperte fürchterlich, als er dabei gegen einen leichten Blecheimer stieß.

Eine Schrecksekunde lang hielt Zamorra den Atem an. Doch dann machte er, dass er schleunigst davonkam. Er hatte Geräusche in der Küche gehört. Und gleich darauf die keifende Stimme der Frau, die ihm am Vortag geraten hatte, sich mit Vincente in Verbindung zu setzen. Zamorra hatte den Wortlaut noch in den Ohren: »Gehen Sie zu Vincente. Vielleicht sagt der ihnen was.«

Niemand sonst im Dorf hätte ihm diesen Rat gegeben. Außer…

Alle hätten auf seine Fragen hin nur den Kopf geschüttelt, und kein Ton wäre über ihre Lippen gedrungen. Diese Frau jedoch hatte ihn an den Einarmigen verwiesen. Keiner im Dorf hätte ihm Vincentes Namen genannt, es sei denn, er wusste mehr über den Einarmigen oder stand mit ihm in Verbindung…

Zamorra hätte sich ohrfeigen mögen, weil ihm das nicht sofort aufgefallen war.

Im Augenblick jedoch hatte er Sorgen ganz anderer Art.

»Ist da jemand?«, schrillte die Stimme der Alten, aber da hatte Zamorra sich schon zurückgezogen. Er lauerte neben dem Hinterausgang.

»Aber da muss doch ein Jemand sein.«

Ein mürrisches Gegrunze, dann schlurfende Schritte. Die Tür wurde geöffnet. Der Lichtfinger einer Taschenlampe fraß sich auf den Hof.

Er streifte auch den umgestürzten Eimer und glitt dann weiter zum beigen Seat. Knapp über dem Boden leuchteten zwei Augen unter dem Chassis des Wagens. Ein weit geöffneter, fauchender Rachen; vier blitzende Reißzähne darin.

Zamorra kannte diese Katze. Sie war eben größer als eine normale Hauskatze, und sie war genauso getigert, wie die in der Höhle.

»Verdammtes Mistvieh!«, keifte die Frau, und Zamorra fiel ein, dass er noch nicht einmal den Namen der Frau kannte. Sie machte Anstalten, wieder ins Haus zurückzugehen. Sie war zu Tode

erschrocken, als sie plötzlich den eisernen Griff einer Faust um ihr Handgelenk spürte. Zamorra musste ihr die andere Hand um den Mund legen, damit sie nicht loskreischte wie eine Sirene. Die Frau biss ihn in den Finger.

Im gleichen Augenblick hetzte auch die Katze los. Mit riesigen Sprüngen kam sie über den Hof gesetzt und sprang noch im Laufen.

Plötzlich hing sie der Frau an der Brust. Zamorra sah noch, wie sich vier kleine, messerscharfe Dolche in ihre Schultern gruben. Er musste das Handgelenk der Frau loslassen. Doch zumindest war sie jetzt so geschockt, dass ihr die Schreie in der Kehle stecken blieben.

Zamorra packte das Tier am Fell hinter dem Kopf. Er hatte Mühe, es loszureißen. Erst als er die Kehle zudrückte, nahm dieses Biest die Zähne aus den Wunden. Zamorras Hände wurden zerkratzt. Er warf die Katze in hohem Bogen in den Hof, nahm die Frau wieder und drückte sie schnell zurück in den Flur. Mit dem Fuß stieß er die Tür ins Schloss. Draußen prallte der Körper der Katze gegen das Holz der Füllung. Ein wütendes, ohnmächtiges Fauchen. Dann nichts mehr.

Professor Zamorra hatte angenommen, dass die Frau jetzt wieder anfangen würde zu schreien. Ihr Atem ging immer noch pfeifend.

Doch die Angst vor dieser Katze schien größer zu sein, als der Schrecken, den Zamorra ihr eingejagt hatte. Als sie dann auch noch ein »Gracias« hauchte, verstand Zamorra überhaupt nichts mehr.

Er ließ es geschehen, dass die Frau sich von ihm löste und zurück in die erleuchtete Küche ging. Zamorra hatte richtig getippt. Sie befanden sich hier in den Wirtschaftsräumen der Pension. Sie unterschied sich in nichts von ähnlichen Küchen in ähnlichen Pensionen.

Zamorra war fast enttäuscht. Er hatte gehofft, auf eine Art Alchimistenküche zu treffen, oder auf sonst irgendetwas Außergewöhnliches.

Aber doch: Etwas Außergewöhnliches gab es schon! Oder wo sonst steht ein Kessel auf einem modernen Elektroherd, aus dem noch der Schwanz einer Schlange ragt? Ein Küchenbrett war blutbesudelt. Und noch etwas fesselte Zamorras Aufmerksamkeit.

Das Buch auf der Anrichte gehörte nicht hierher. Es hätte eigentlich auf seinem Nachttisch im Hotel Esplanada liegen müssen…

***

In das Wachsfigurenkabinett des Grauens war Licht gedrungen. Ein sehr effektvolles Licht, obwohl es nur die damalige Wirklichkeit widerspiegelte. Die Schatten der einzelnen Folterinstrumente und Marterwerkzeuge flackerten im Schein der Fackeln an den Wänden, tanzten auf und nieder in einem grässlichen Reigen. Ihr Schein schien den Figuren Leben einzuhauchen, obwohl sie immer noch starr wie

vorher in ihren Mordwerkzeugen hingen.

Ein Polizeibeamter von der Vermisstenabteilung hätte sie wohl alle erkannt, wenn er ein gutes Gedächtnis gehabt hätte. Irgendwann hatten die Fotos der meisten dieser armseligen Leute hier vor ihm auf dem Schreibtisch gelegen. Jetzt waren sie in Akten vergraben und setzten Staub an.

Miguel Cranos hatte ein Fuhrunternehmen in Sevilla gehabt, bevor er samt seiner Familie in den Pyrenäen verschollen war. Sein Geschäft war nur klein gewesen. Kein großer Fall auch für die Polizei.

In seinem Falle waren die Ermittlungen ebenso im Sande verlaufen, wie bei den übrigen Opfern in diesem grässlichem Verließ tief unter einer kahlen Bergkuppe.

Alles, was pervertierter menschlicher Geist im Mittelalter ersonnen hatte, fand sich auch in der Kammer des Henkers von Saratoga wieder.

Er selbst war es gewesen, der einige entscheidende »Verbesserungen« erfunden hatte.

Cranos' einzige Tochter lag in der »Eisernen Jungfrau«. Ebenfalls zu Stein erstarrt. Sie fühlte keinen Schmerz, genauso wie alle anderen in diesem Verließ.

Auch Miguel, der Jüngere, war da. Er konnte sich ebenfalls nicht bewegen, war genau wie die anderen kalt und wie zu Stein erstarrt.

Nichts fehlte in diesem Gruselkabinett, wo im Namen Gottes die schrecklichsten Schmerzen zugefügt wurden.

Das Leben eines Menschen galt nicht viel in jener Zeit…

Jetzt sollte sie wieder auferstehen…

Das Mittelalter lebte wieder auf in diesen Sekunden. Vom Henker Jaime y Ronza war nur der böse Geist geblieben. Sein Körper existierte nicht mehr. Er war verwest, oder die Hölle hatte ihn verschlungen, oder er war auch nur auf dem Scheiterhaufen verglüht, nachdem die aufgebrachte Volksmenge ihn ins Feuer geworfen hatte. Die letzte Möglichkeit sahen die Geschichtsschreiber als erwiesen an. Auch sie glaubten nicht an die Legende von dem Schlund, der sich auf dem Marktplatz von Ainsa geöffnet haben sollte. Wahrscheinlicher war, dass die Bevölkerung Ainsas dieses Märchen nur erfunden hatte, um der Rache der königlichen Truppen zu entgehen.

Sie wollten ein »Gottesgericht« erlebt haben, damit sie den Schergen der Inquisition entkamen. Es hatte ihnen nichts genutzt, wie man heute weiß.

Und trotzdem war damals etwas geschehen, was den Rahmen des Verstehbaren sprengt. Der böse Geist des Henkers hatte die Zeiten überlebt.

Als Dämon. Als Inkarnation des Bösen…

Und jetzt schickte er sich an, ein grauenvolles Fest zu feiern. Der

Henker von Saratoga stieg heraus aus der Vergessenheit, in die der Fluch eines unschuldigen Mädchens ihn einst verbannt hatte.

Jaime y Ronza di Saratoga lebte…

***

Zamorras Blick blieb an dem Buch hängen. Die Frau sah diesen Blick, und sofort stellte sie sich neben die Anrichte. Aber sie musste auch erkennen, dass sie das Buch zu spät abgedeckt hatte. Immer noch wegen des Vorfalls mit der Katze und dem plötzlichen Übergriff des Professors um Fassung ringend, stammelte sie: »Ich glaube, ich muss Ihnen etwas erklären, Professor Zamorra.«

»Das glaube ich auch. Aber ich kann mich nicht erinnern, mich Ihnen jemals vorgestellt zu haben.«

Die Frau senkte schuldbewusst die Augen. Gespielt schuldbewusst? Sie würde jedenfalls auf einen Zamorra treffen, der sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen ließ. Er war gefasst. Auf alles. In erster Linie auf Lügen.

»Ihren Namen habe ich von Vincente. Er hat auch das Buch mitgebracht. Er sagte, er hätte es von Ihnen geliehen bekommen.«

»So, so. Sagte er das?« Professor Zamorra blieb äußerlich ganz ruhig. »Und heute Abend gibt es Schlange zu essen, nicht wahr? Ein ziemlich unübliches Mahl für diese Breiten, meinen Sie nicht auch?«

Das Gesicht der Frau war rot übergossen, aber sie war ein Luder.

»Ich bin arm…«, begann sie.

»Das ist noch lange kein Grund, einer Viper das Blut aus den Zähnen und Drüsen zu kochen«, unterbrach Zamorra sie grob. Der Teil der Schlange, die er aus dem Topfragen sah, gehörte der Zeichnung nach zu den »Fraquantes«, einem mediterranen Abkömmling einer Schlangenart, die vorwiegend in den arabischen Ländern dazu benutzt wird, unliebsame Leute ins Jenseits zu befördern. Doch das Gift einer Fraquanta ist nicht tödlich. Es kann allenfalls Lähmungserscheinungen hervorrufen.

»Glauben Sie denn, ich wüsste nicht, was Sie hier tun? Mit den Abendbrotvorbereitungen hat es jedenfalls nichts zu tun. Auch ich habe das 6. Buch Moses gelesen. Man nehme die Herzen von zwei Giftschlangen, schneide ihnen die Schädel ab und füge sie in kochendes Wasser. Dazu das Pulver der Alraunewurzel und…«

Die Frau presste sich die Hände an die Ohren. »Hören Sie auf!«, wimmerte sie. Sie war dem Zusammenbrechen nahe, und das war jetzt nicht mehr gespielt. Sie sank auf einen Stuhl zusammen. »Bitte, hören Sie auf.«

Zamorra schwieg. Er schaute auf die Frau hinunter, die den Kopf zwischen den Händen vergraben hatte, und deren Schultern zuckten. Ein trockenes Schluchzen klang auf.

»Das sollte doch ein Abwehrzauber gegen böse Dämonen werden«, sagte Zamorra schließlich.

Die Frau nickte.

»Und vor wem fürchten Sie sich?«

»Als ob Sie das nicht wüssten!« Ihre Stimme klang gepresst.

»Vincente also. Er ist der Dämon von Jaime y Ronza di Saratoga.«

Ihr Kopf ruckte hoch. Noch die Augen voller Tränen weiteten sie sich jetzt in nacktem Entsetzen.

»Nicht!«, schrie sie. »Nicht! Bitte nicht diesen Namen!«

Zamorra wurde zornig. »Lassen Sie jetzt endlich diesen dummen Aberglauben, und schweigen Sie. Beantworten Sie nur meine Fragen. Sie arbeiten doch mit diesem Vincente zusammen. Und er ist es auch. Also gut, ich sage diesen Namen nicht mehr, wenn es Sie so beunruhigt, aber die Fragen werden Sie mir beantworten.«

Die Frau brach wieder zusammen. Aufs Neue kämpfte sie gegen die aufsteigenden Tränen. Zamorra erkannte es mit einem Blick: Selbstmitleid. Die Frau hatte etwas ausgefressen, und jetzt lief alles nicht mehr so, wie sie sich das vorgestellt hatte. Das kannte man.

Überall in der Welt passierte das.

»Meine Vermutung stimmt?«

»Ja«, kam die Antwort erstickt. »Es stimmt. Vincente ist ein Teufel. Er kommt aus der Hölle.«

Das war nun wieder etwas, was Zamorra absolut nicht glauben wollte, aber er konnte die Frau nicht schon wieder verunsichern.

Auch aus dem, was sie für die Wahrheit hielt, würde er sich Steinchen für sein eigenes Mosaik zusammenklauben.

»Nehmen wir das einmal an«, sagte Zamorra ruhig und fixierte die Frau.

»Er ist der Leibhaftige«, flüsterte sie.

»Das hatten wir schon. Wie Sie ihn kennen lernten, wollte ich wissen.«

»Es ist mir, als wäre es gestern gewesen. Dabei ist es fünfzehn Jahre her. Mia madre! Heute sind es auf den Tag genau fünfzehn Jahre!«

»Weiter!«, forderte Zamorra sie ungeduldig auf.

»Ich pflückte Kamillen«, stammelte die Frau und erschauderte dabei. Selbst in ihrem Gedächtnis konnte das Zusammentreffen mit Vincente nicht angenehm sein. »Da stand er plötzlich vor mir. Ich sage Ihnen, er ist einfach vor mir aus der Erde gewachsen.«

Auch das zweifelte Zamorra nicht an, wenngleich sich für das plötzliche Auftauchen Vincentes mit Sicherheit andere Erklärungen finden ließen. Zu bedenken gab ihm nur, dass heute der 15. Oktober war, und an einem 15. Oktober war Jaime y Ronza di Saratoga zusammen mit der jungen Adeligen ein Opfer seiner eigenen Verwerfnis und der Flammen geworden.

»Sprechen Sie!«, presste Zamorra heraus.
»Mit seinem einen Arm sah er schrecklich aus. Der Korb mit der Kamille fiel mir aus den Händen. Dabei hatte ich schon mehr als drei Stunden gesucht.«
»Halten Sie sich nicht bei Einzelheiten auf. Was wollte er von Ihnen?«
»Ich sollte mit ihm gehen. Natürlich habe ich mich geweigert, aber dann hat er mich so komisch angestarrt, und dann musste ich. Gegen meinen Willen!«
Wieder lief ein Zittern über den Körper der Frau. Nein, das war nicht geschauspielert.
»Was geschah dann?«
»Er hat mich zu der Höhle geführt, wo er heute haust. Er hat mich stundenlang ausgefragt. Ich weiß nicht mehr über was. Aber es sind lauter einfache Fragen gewesen. Was ein Telefon ist, und lauter solche Sachen wollte er wissen. Ich hab’s ihm gesagt, so gut ich konnte. Die ganze Nacht haben wir zusammengesessen, und ich konnte mich nicht bewegen. Dann hat er gesagt, dass ich jetzt seine Dienerin sei und ihm gehorchen müsse. Ich war eingeschüchtert. Ich getraute mich nicht einmal, in die Kirche zu gehen. Er hat es mir verboten, einem Priester oder sonst irgendeinem Menschen etwas von unserer Zusammenkunft zu verraten. Ich müsse sonst sterben. Einmal hat er mich steif und starr gemacht. Jetzt hast du einen Vorgeschmack auf den Tod, hat er dabei gesagt. Ich wäre wirklich fast dabei gestorben.«
»Und von da ab sahen Sie diesen Vincente öfter.«
»Ja. Immer nachts. Ich arbeitete damals bei Fleron. Das ist ein Bauer hier am Ort gewesen. Dieser Mistkerl hat mich missbraucht.«
»Was heißt, ist gewesen? Lebt er nicht mehr?«
Die Frau schluckte und lächelte bitter. »Dann ist dieses Miststück plötzlich gestorben.«
»Und Sie haben ihn wiedergesehen?«
Zamorra hatte nur seinem Instinkt nachgegeben und deshalb die Frage abgeschossen.
Die Frau sah schreckensbleich auf. »Sie haben ihn also wieder gesehen. Auf welches der Instrumente war er denn gespannt? In den Block? Aufs Rad? Auf das Streckbett?«
Die Kinnlade der Frau war bei jedem Wort tiefer gesunken. Zamorra hatte ins Schwarze getroffen.
»Dann waren Sie also schon mal dort«, konstatierte er zufrieden.
»Woher wissen Sie…«
»Weil ich auch schon dort war. Aber jetzt reißen Sie sich endlich wieder zusammen. Ich möchte weiterfragen.« Zamorra fühlte sich selbst schon wie ein Inquisitor, aber er musste weitermachen.
»Fragen Sie.«

»Erzählen Sie mir, wie Sie in die Höhle kamen.«
»Vincente hat sie mir einmal gezeigt. Von seiner Wohnung aus geht ein Gang in den Berg. Ich war später öfter dort.« Und jetzt senkte sie verschämt die Augen. »Ich habe abgestaubt«, sagte sie.
»Auch diesen Fleron, der sie missbrauchte. Und später sind es immer mehr Personen geworden. Aber fahren Sie dort weiter, wo Fleron so plötzlich starb.«
»Das war vierzehn Tage, nachdem ich Vincente… kennen gelernt habe. Aber gestorben ist er nicht. Ich habe ihn erst ein paar Jahre später dort unten … gefunden. Fleron ist einfach verschwunden. Er hat einen Brief hinterlassen, und in dem stand, dass er sich das Leben nehmen wolle. All seine Habe sollte mir gehören. Und nach zwei Jahren habe ich auch alles bekommen. Er ist nicht wieder zurückgekommen.«
»Natürlich nicht.«
»Und auch später habe ich immer wieder Geld gefunden.«
»Gefunden?«
»Ja. Es lag unter Steinen. Manchmal auch auf der Straße. Überall eben. Mit der Zeit hatte ich viel genug beisammen, um mir dieses Haus zu bauen. Den Hof von Fleron habe ich verkauft.«
Jetzt blickte sie auf, die Augen immer noch tränennass.
»Sagen Sie selbst, Señor. Was hätte ich anderes machen sollen? Mir blieb doch gar keine Wahl. Ich war arm. Niemand hat sich um mich gekümmert. Zum ersten Mal im Leben war ich ein wenig glücklich.«
Zamorra konnte sich denken, aus welcher Ecke die Frau ihren »Glücksbegriff« bezog. Er ließ sich in Zahlen ausdrücken und sich mit der Habenseite eines Sparbuchs belegen. Die Frau war arm geblieben.
»Und wann haben Sie das erste Mal bemerkt, dass Vincente mit dem Verschwinden dieser Leute im Zusammenhang steht?«
»Das ist noch nicht allzu lange her. Erst, als er mich einmal in die Höhle mit den Figuren führte.«
»Was bezweckte er damit?«
Die Frau hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. Ihre Nasenflügel bebten. »Das weiß ich auch nicht. Er hat es mir nicht gesagt.«
»Und warum heute dieser Abwehrzauber?«, fragte Zamorra und blickte zum brodelnden Kochtopf hinüber.
»Wegen der Katze«, gestand die Frau, »Sie haben es doch selbst miterlebt. Schon seit Tagen schleicht sie um mein Haus. Ich glaube, sie will mich umbringen.«
»Das ist doch Unsinn. Es ist eine Wildkatze. Und wahrscheinlich holt sie sich hier etwas von den Küchenabfällen«, sagte Zamorra und glaubte selbst nicht an seine Worte. »Vielleicht aber hat sie auch Tollwut. Sie sollten morgen einen Arzt aufsuchen. Sie wurden

gebissen.«

Die Frau schaute auf ihre Schulter hinunter und legte schnell eine Hand an die Stelle.

»Zeigen Sie mal her!«, sagte Zamorra und trat näher.

»Nein!«, schrie die Frau auf. Zamorra musste ihr die Hand mit Gewalt beiseite schieben. Keine Spur von einer Wunde. Sogar der Stoff des Kleides war unbeschädigt, dabei hatte Zamorra den Biss ganz deutlich beobachten können. Es hätte eine Wunde da sein müssen.

Die Frau schaute ihn an, als wäre sie bei etwas Verbotenem ertappt worden. »Vincente schützt mich eben!«, kam es dann trotzig.

»Um ein Haar wäre ich Ihnen auf den Leim gegangen«, gestand Zamorra. »Aber jetzt müssen wir wohl Fraktur reden.« Er ließ die Hand der Frau fahren. Wie angewidert. »Sie haben mich belogen.«

»Und wenn schon!«, brach es plötzlich giftig aus ihr heraus. Ihre Augen sprühten Hass. »Ihrer kleinen hübschen Sekretärin wird das nichts mehr nützen!«

Zamorra schlug zu. Kurz und hart klatschten die Schläge mit der flachen Hand. Der Kopf der Frau wurde in den Nacken geworfen.

Zamorra hatte es mit Güte versucht und war gescheitert. Jetzt versuchte er es auf die andere Tour. Die Frau war immer noch benommen, als Zamorra auf den Herd zuging. Er packte den Topf an den Griffen und schüttete den stinkenden Inhalt in die emaillierte Spüle.

Die Frau heulte auf, als hätte er sie in den Bauch getreten.

»Sie wollen es nicht anders«, murmelte Zamorra. »Wie gut, dass ich das vom Abwehrzauber und vom 6. Buch Moses gesagt habe. Mit Abwehrzauber hat dieses Gebräu nicht das Geringste zu tun. Als sie das behaupteten, habe ich gewusst, dass Sie mich belügen wollten. Damit ist es jetzt aus.«

Das lang gezogene Heulen der Frau war in ein Wimmern übergegangen.

»Und jetzt werde ich Ihnen mal meine Theorie über das Ganze erläutern«, fuhr Zamorra fort. Seine Stimme hatte einen harten Klang angenommen. Lange durfte er sich hier nicht mehr aufhalten, und Mitleid war bei dieser Frau nicht angebracht. Er hatte ihr eine Brücke bauen wollen, über die sie sich aus ihren Verstrickungen hätte lösen können. Ihre Habgier war stärker gewesen. Doch wie der Saft aus dem Topf durch den Abfluss rann, verließ die Kraft diese Frau. Zurück blieb ein wimmerndes Häufchen Elend.

»Dieses Gebräu hier diente ganz anderen Zwecken. Ich nehme an, dass der Dämon des Henkers es für eine kultische Handlung brauchte, um ihm wieder voll zu seiner alten, leiblichen Existenz zu verhelfen. Er brauchte Opfer dazu. Eine ganze Menge von Opfern. Sie haben sie ihm zugeführt. Er hat Sie dafür belohnt. So weit hat Ihre Darstellung

also gestimmt. Sie waren seine Gehilfin, doch Sie waren es freiwillig. Ihre Raffsucht hat Sie dazu getrieben. Was Vincente ist, darüber bin ich mir noch nicht ganz klar. Wahrscheinlich ist er das Medium, über das der Dämon des Henkers sich mit dieser Welt in Verbindung setzt. Vincente war schon immer ein armer Tropf. Der Henker hat sich seiner bedient, wie er sich Ihrer bedient hatte. Zusammen mit dem Dämon haben Sie Vincente missbraucht. Zum Beispiel dann, als es darum ging, ein Buch aus meinem Hotelzimmer zu stehlen. Woher kommt Vincente? Ich gebe Ihnen noch eine letzte Chance. Es ist Ihre allerletzte.«

»Ein junger Mann aus Madrid. Er war Student. Er hat Urlaub gemacht hier. Ein Auto hat ihm den Arm weggefahren. Der Dämon hat mir gesagt, wie ich ihn wieder heilen kann. Ich habe Vincente am Straßenrand gefunden. Seither bedient sich der Henker seiner, wenn er selbst mit Menschen in Kontakt treten will. Er kann das sonst nicht. Nur ganz in der Nähe der ehemaligen Burg.«

»Klingt schon besser. Den Rest können Sie sich sparen. Sie und der Dämon haben also aus dem Studenten eine gespaltene Persönlichkeit gemacht. Er war das Medium. Jaime y Ronza hat Ihnen das Blaue vom Himmel herunter versprochen, wenn Sie ihm zu Willen sind. Vielleicht hat er gesagt, dass Sie jung und schön werden. Sie brauchen mich nicht so überrascht anzusehen. Versprechungen dieser Art sind üblich. Er hat Ihnen die ewige Jugend in Aussicht gestellt. Ihnen, die Sie immer nur der Fußabstreifer für die anderen waren. Oh ja. Ich kann mich in Ihre Situation hineinfühlen, als sie damals vor fünfzehn Jahren in der Nähe der Weißen Burg Kamillen pflückten und sich plötzlich in einem prächtigen Schloss wiederfanden, wie Ihnen ein Mann mit weißem Bart gegenüberstand und Sie anlächelte. Er ist sehr gut zu Ihnen gewesen, nicht wahr? Noch nie vorher war jemand gut zu Ihnen. Sie sind ihm erlegen, wie man so schön sagt. Mit Haut und Haaren sind Sie ihm verfallen. Sie wollten ihm helfen, nach der 500jährigen Verbannung ins Totenreich in die Welt der Lebenden zurückzukehren. Kein Opfer war Ihnen dafür zu groß. Sie haben Ihre Pensionsgäste, Fremdlinge hier in dieser Gegend, ganz bewusst in die Nähe der Weißen Burg geschickt, wo der Henker ihrer habhaft werden konnte. Sie haben dafür das bekommen, was diese armen Opfer an irdischen Gütern bei sich trugen. Damit haben Sie sich dieses Haus gekauft. Sie waren der Lockvogel, denn Jaime y Ronza di Saratoga brauchte die Seelen der Menschen, um ganz in diese Welt zurückzukehren. Wie viele brauchte er?«

Zamorra hatte sich drohend vor der Frau aufgebaut. »Hat er schon genug? Sollten Sie ihm heute Nacht diesen Trank bringen?«

Die Frau war völlig zusammengebrochen. Entgeistert schaute sie Professor Zamorra an. »Sie können Gedanken lesen…«, kam es dann

tonlos.

»Nein«, antwortete Zamorra. »Das kann ich nicht. Aber ich kann zwei und zwei zusammenzählen. Ich habe mir ein Mosaik gebaut. Und jetzt ist es fast fertig. Aber das Bild kann man schon erkennen.«

»Welches Mosaik? Welches Bild?«

»Vergessen Sie es. Sie kommen jetzt mit. Sie führen mich in diese Kammer. Die letzten Fragen brauchen Sie mir nicht mehr zu beantworten. Ich weiß, was Sie darauf sagen würden. Jaime y Ronza hat die Zahl der nötigen Opfer beisammen.«

Die Frau ließ den Kopf hängen. Ihre Reaktion war Zamorra Antwort genug.

»Dann kommen Sie jetzt!«, fuhr er sie an und wollte sie an den Armen hochreißen.

Der Arm war schlaff. Er gab nach, wie der einer Puppe. Die Frau rutschte vom Stuhl. Ihre Augen blickten seltsam verdreht nach oben.

Zamorra brauchte keinen Arzt, um festzustellen, dass sie tot war.

Lang lag ihr Körper über den Boden gestreckt.

Ein Herzschlag?

Oder ein weiteres Seelenopfer an den Henker von Saratoga? Zamorra fühlte, wie das Amulett um seinen Hals heiß zu brennen begann. Er würde das Medaillon brauchen, um sich der Höllenkraft entgegenstemmen zu können…

***

Eine Gestalt schwebte die Treppen hinab. Nicole konnte sie aus den Augenwinkeln beobachten. Ein weißer, bis zur Brust reichender, wallender Vollbart. Flecken wie Rost an den seitlichen Haarspitzen.

Sehr hager und eingefallen. Pludrige Gebilde an den Oberschenkeln über schwarzberockten, dürren Waden. Ein silbern besticktes Wams.

Puffärmel. Dunkle Augen unter einer aristokratisch hohen Stirn. Der spitz zulaufende, schwarze Hut mit der schlappen, breiten Krempe.

Jaime y Ronza. Der Henker von Saratoga.

Seine dürren Beine berührten die Erde nicht, obwohl sie pendelten, als würde die Gestalt gehen. Wie die schwarzen Perpendikel einer Wanduhr. Kein Laut in dieser Stille.

Die Gestalt leuchtete aus sich selbst heraus. Ihr fahler Schein legte sich wie eine Kruste aus Raureif über das warme Gelb des von den Fackeln verströmten Lichtes. Lautlos kam die Gestalt näher, einen Hauch von Kälte nach sich ziehend und wie eine Bugwelle vor sich herschiebend. Eine schauderhafte, eine tödliche Kälte. In diesem unwirklichen Doppellicht erschien das Innere der Folterkammer noch gespenstischer, als es ohnehin schon war.

In der Mitte des Gewölbes stand der Feuerkessel. In ihm waren früher die Folterinstrumente erhitzt worden. Nicht um sie keimfrei, sondern

um sie noch schmerzhafter zu machen. Auf diesen Kessel trat die Gestalt zu.

In einer pathetischen, wie ein Ritus wirkenden Geste tauchten die knochigen Finger der fahl strahlenden Gestalt wie in ein Taufbecken. Flammen loderten urplötzlich hoch, loderten hoch bis knapp unter die Decke. Es war ein grünliches Licht, das sie verströmten und das die Fackeln an den Wänden wie kleine Kerzen erscheinen ließ, die ihre Kraft nutzlos verstrahlten. Die Gestalt trat zurück. Sie war eingehüllt von diesem grünen Schein.

Beide Arme hatte sie jetzt hoch über den Kopf gestreckt. Die weißen Lippen murmelten Worte, die Nicole nicht verstand. Aber sie konnte hören. Danach musste es vorher still wie in einem Grab gewesen sein. Sogar die Fackeln hatten nicht geknistert.

Nicole konnte gut sehen, was die Gestalt machte. Sie wandte sich in die Runde, und fast liebevoll streifte ihr flackernder Blick die Opfer in den Folterinstrumenten. Wohlgefällig ruhte er auf Miguel Cranos, glitt weiter auf dessen Sohn, auf die Tochter und die etwas pummelige Frau des ehemaligen Spediteurs aus Sevilla. Die Blicke wanderten weiter zu Piere Laguère und Nana und Josephine, über Rigo Velasques und die anderen und blieben schließlich forschend bei Nicole hängen.

Lider mit eisgrauen Wimpern senkten sich und nahmen dem Blick für Sekunden die stechende Schärfe.

Das war die Sekunde, in der die Dienerin dieses Dämons an Herzversagen starb. Als die Gestalt Nicole wieder anstarrte, war sein Gesicht zu einer hassverzerrten Fratze geworden. Die Gestalt wurde durchsichtiger, doch gleich darauf wieder fester wie vorher.

»Das wird er mir zu büßen haben!«, fauchte er dann, ließ sich auf die Knie fallen und betete einen an, der stärker war als er.

Den Satan…

***

Das Amulett an seiner Brust wurde heißer und heißer. Zamorra hatte das Gefühl, er könne das Brennen nicht mehr länger ertragen.

Schnell zerrte er es aus dem Ausschnitt seines offenen Hemdes und ließ es wieder los. Der Schmerz ließ nach. Das Metall kühlte ebenso plötzlich wie es heiß geworden war wieder ab.

Zamorra sah sich um. Obwohl er hätte schwören können, dass die Frau tot war, lief jetzt ein Zucken durch ihren Körper. Er hatte ihren Puls gefühlt. Er hatte nicht mehr geschlagen.

Und doch regte sich die Frau.

Die Augen blieben verdreht und gläsern. Zamorra hatte sie eben schließen wollen, doch jetzt richtete sich der Kopf in seine Richtung wie die Fangantenne eines Peilsenders. Wie der Schädel einer Schlange pendelte der bleiche, breitflächige Schädel auf dem dürren

Hals. Zamorra hatte vorher nicht bemerkt, welch unglaublich dürren Hals diese Frau besaß. Wie eine Schildkröte, und genauso glotzte sie ihn an.

Ein zweiter Ruck. Er pflanzte sich vom Kopf aus fort über den ganzen Körper. Wie eine Marionette, die plötzlich an allen Fäden gleichzeitig gerissen wird, fuhr der Körper hoch, jedem Gesetz der Anatomie und der Schwerkraft trotzend. Blitzschnell war diese Bewegung.

Und blitzschnell hatte die Frau das lange Küchenmesser in der Faust, mit dem sie vorher die Schlange zerteilt hatte. Sie nahm es vom blutigen Hackbrett und stürzte auf Zamorra zu.

Nur ein Ausfallschritt bewahrte Zamorra vor der üblen Bekanntschaft mit dem immer noch blutbesudelten Stahl. Haarscharf schoss die Klinge an seinem Körper vorbei.

Zamorra ließ ein Bein stehen und schrie sofort schmerzvoll auf.

Die Knochen der Hexe schienen aus Eisen zu sein. Ein Gefühl raste durch seine Beine, als hätte er sich alles gebrochen. Doch die Untote kam zu Fall.

Sie stolperte in ihr eigenes Messer. Zamorra konnte gerade noch sehen, wie der Stahl aus dem Rücken dieses Körpers drang. Fast eine Hand breit.

Zamorra riss den Fensterladen auf. Noch ehe er wusste, was überhaupt passierte, schnellte ein schwarzgrau getigerter Schatten an ihm vorbei. Zamorra registrierte gerade noch den Raubtiergeruch.

Dann griff die Katze die Frau an. Zamorras einziger Gedanke war, so schnell wie möglich von hier wegzukommen. Unter der Sykomore vorbei hastete er auf die Straße hinaus, das wilde Fauchen der Katze immer noch im Ohr. Wie blind hetzte er durch diesen Teil der Stadt, und er kam erst wieder zur Besinnung, als er sich schon auf halber Höhe zu Vincentes Grotte befand.

Sein Atem flog, der Puls raste. Zamorra verschnaufte mit hebenden und senkenden Schultern. Viel Zeit hatte er nicht mehr. Er spürte das mit allen Nervenfasern. Die Tote war zu einem Scheinleben erweckt worden. Das Messer in der Brust konnte dieses Scheinleben nicht beendet haben. Und diese Katze! Welche Bewandtnis hatte es mit ihr? In Zamorras Mosaik war sie nicht eingeplant gewesen. Sollte jetzt das ganze Bild nicht mehr stimmen? Sollten all seine Vermutungen sich nicht bewahrheitet haben? Dann war die Gefahr noch drohender, als er ohnehin schon angenommen hatte. Er musste unbedingt zurück in den Berg. Er musste in die Kammer mit diesen furchtbaren Mordinstrumenten und zu den Erstarrten, die daran hingen.

Zamorra ließ sich nur noch von seinen Instinkten treiben. Er hetzte den Berg hinauf und verhielt den Schritt erst wieder, als er vor Vincentes Höhle stand.

Trübes Kerzenlicht schimmerte ihm entgegen.

Der Einarmige fuhr von seinem zerlumpten Lager hoch, als Zamorra hereinstürmte. Neben ihm auf einer Obstkiste brannte ein Talglicht. Ein aufgeschlagenes Buch lag auf dem schmutzigen Strohsack. Es fiel zu Boden.

Dann ging eine Wandlung mit dem Einarmigen vor. Hatte er eben noch erschrocken aufgeblickt, so blieb jetzt dieser Ausdruck in seinem Gesicht wie festgefroren. Es sah gespenstisch aus. Auch der Einarmige war jetzt nicht mehr Herr seiner selbst. Was musste das für eine furchtbare Kraft sein, die ihn leitete.

Der Einarmige schoss vor und stellte sich Zamorra in den Weg, vom kärglich brennenden Docht nur mäßig beleuchtet. Von unten fiel das Licht in seine dämonisch verzerrten, unnatürlichen Züge, und er stand fest wie ein Fels.

Zamorra hatte seine Erfahrungen gemacht. Er versuchte erst gar nicht, das Hindernis in seinem Weg mit körperlicher Gewalt brechen zu wollen. An den Knochen der Untoten hätte er sich beinahe die eigenen gebrochen. Jetzt spürte er auch wieder den Schmerz an seinem Schienbein.

So war Vincente nicht zu überwinden. Zamorra tastete nach seinem Amulett. Es würde ihm helfen.

Es musste ihm helfen!

Doch seine Hand griff vergeblich an die Brust. Das Amulett von Leonardo de Montagne war weg. Er musste es beim Kampf mit der Untoten oder auf dem Weg hierher verloren haben.

Die Wogen der Panik überschwemmten ihn wie eine Sturmflut, die gegen zu dünne Deiche anbraust, um das Land dahinter zu vernichten…

***

Der Henker von Saratoga hatte sich wieder erhoben. Ein satanisches Grinsen lag auf seinen hageren Gesichtszügen. Die Spitzen der Barthaare bebten. Die ganze Folterkammer war jetzt in grünes Feuer gehüllt. Die ersten seiner Opfer begannen sich in ihrem Schein zu bewegen. Schreie der Pein und der Qualen wurden laut.

Zamorra hatte sich getäuscht.

Er hatte noch nicht alle Opfer beisammen. Noch nicht.

Zamorra selbst sollte das letzte sein…

Mit ihm würden es einundzwanzig Menschen sein, deren Seelenkraft unter Pein und Schmerz geopfert, ihm das Leben zurückgeben würden. Dann konnte er wieder der sein, der er schon einmal war, und das Land würde unter seiner Knute zittern, wie es einst gezittert hatte. Vor fünfhundertundfünfzehn Jahren. Die Erlösung war nahe.

Und er hatte dann auch das Amulett, mit dessen Hilfe er die Weltherrschaft anstreben konnte. Er würde aufräumen unter diesen

Ketzern. Er würde seine eigene, dämonische Theologie verbreiten, eine Theologie des Bösen…

Nicole Duval spürte das Zerren und Ziehen in ihren Gliedern nur allmählich, doch es wurde mit jeder Sekunde stärker und heftiger.

Jammern war laut geworden, und plötzlich hörte Nicole sich mitstöhnen.

Um ihre Brust schien ein Reif aus Feuer zu liegen, als die Blutzufuhr zum Herzen geringer wurde. Ihr gegenüber schrie das Mädchen Nana gellend ihre Qual hinein in diesen schrecklichen Keller.

Und Jaime y Ronza di Saratoga weidete sich an dem ihn umgebenden Jammer. Seine Opfer mussten Schmerzen haben. Unsagbare Schmerzen. Unter ihren Schmerzen würde seine Wiedergeburt auf diese Welt verlaufen. Jede Geburt ist mit Schmerzen verbunden…

Die durchscheinende Gestalt wandelte von einem Foltergerät zum anderen.

Schade, dass seine Dienerin den Trank nicht mehr bringen konnte.

Er hätte den Vorgang beschleunigt. Aber es ging auch so. Und bald würde er viele Dienerinnen haben.

Der Dämon wartete nur noch auf Professor Zamorra. Er musste bald kommen, und dann war er ihm hilflos ausgeliefert…

***

Zamorra stand sekundenlang erstarrt. Sein Herz hatte aufgehört zu schlagen. Jetzt pochte es wieder. Wild und unregelmäßig.

Vor ihm stand der Einarmige. Immer noch mit diesem grauenhaft verzerrten Gesicht. Warum schlug er nicht zu mit seinem einen Arm? Er konnte ihn doch mit einem Schlag zerschmettern!

Doch der Einarmige tat nichts dergleichen.

Zamorra wich einen Schritt zurück.

Jetzt reagierte Vincente, oder das, was von ihm geblieben war: eine Puppe, dem Willen eines Dämons unterworfen.

Schneller, als Zamorra sehen konnte, bewegte er sich auf den Eingang zur Höhle zu, versperrte ihn.

So soll es also weitergehen, schoss es Zamorra durch den Kopf. Sie wollen mich lebend haben! Sie brauchen mich. Ich soll in den Gang laufen.

Ein grimmiges Lächeln trat plötzlich um seine Lippen. Aus blitzenden Augen starrte er Vincente an. Auch Zamorra war herumgefahren. Wenn sie ihn lebend haben wollten, dann hatte er vielleicht noch eine winzige Chance.

Wütend griff Zamorra an. Seinem Widersacher konnte es nicht gleichgültig sein, ob er sich hier den Kopf einrannte, wenn er ihn in der Folterkammer, dem grausamen Herz der Weißen Burg, haben

wollte. Zamorra warf jetzt sein Leben in die Waagschale.

Tatsächlich gab die Bauchdecke des Einarmigen nach, obwohl Zamorra seinen Kopf mit mörderischer Wucht nach vorne gerammt hatte. Aber Jaime y Ronzas Medium klappte deshalb nicht zusammen, wie Zamorra es erwartet hatte. Die Bauchdecke war wie eine Gummiwand, von der Zamorra wieder abprallte. Stechende Schmerzen durchkreisten seinen Kopf in einem rasenden Wirbel.

Augenblicke lang war es ihm schwarz vor den Augen. Er fühlte sich zurückgeschleudert.

Zamorra hatte sich viel zu früh gefreut. Das, was er für einen Trumpf gehalten hatte, stach hier nicht. Hier herrschten andere Regeln. Hier diktierte Satan selbst das Spiel. Zamorra krachte unsanft auf die Erde.

Bevor er selbst hochkam, hatte ein Arm seine Hüfte umfasst und hob ihn in die Luft, als hätte er kein Gewicht. Die Haut wurde ihm abgeschürft, als eine grobe Faust ihn brutal durch die enge Öffnung im rückwärtigen Teil der Höhle stieß.

Für Augenblicke kam Zamorra frei, doch dann taumelte er in der Finsternis. Wieder dieser Arm, der ihn umfing. Kein Boden mehr unter den Füßen. Das rhythmische Klatschen von nackten Füßen auf Stein. Zamorra wurde durchgeschüttelt. Mit traumwandlerischer Sicherheit rannte Vincente durch den Höhlengang und spürte seine Last nicht. Nicht einmal stieß er an. Er rannte nur.

Niemand zählte die Sekunden und Minuten dieses gnadenlosen Wettlaufes, an dessen Ziel der Tod schon wartete. Dann sah Zamorra die nackten Füße Vincentes auf den Boden klatschen. Kein gewachsener Fels mehr. Pflaster. Immer heller wurde es. Immer grüner. Funken tanzten Zamorra vor den Augen.

Dann raste die Erde auf ihn zu, und er schlug mit dem Kopf auf.

Eine Hand griff nach seinem Bein, schleifte ihn über nasses, kaltes Pflaster hinein in die immer stärker werdende Helligkeit. Zamorra fühlte sich wieder gepackt und hochgehoben. Sein ganzer Körper war zerschunden. Dann spürte er Holz unter seinen Handflächen.

Hier hatte er schon einmal gelegen.

Doch jetzt gab es kein Entrinnen mehr. Diesmal war er von keinem wunderkräftigen Amulett geschützt.

Ja – die Schatten des Mittelalters lagen wieder über der Kammer.

So musste es einst gewesen sein, als noch die Inquisition wütete und Männer, Frauen und Kinder fraß.

Frost fiel über Zamorras Glieder. Er begleitete die Wiedergeburt eines Dämons.

Kaltes Licht glänzte auf Zamorras schweißnasser Haut. Dann drang eine hohl klingende Stimme durch das Verlies.

»Sieh mich an, Erbe des geheimnisvollen Silbers. Wo hast du es jetzt, das Metall, vor dem die Dämonenwelt sich fürchtet? Erkennst du nun,

was du bist, kleiner Mensch? Erkennst du es jetzt?«

Ein fanatischer Blick aus nachtschwarzen Augen traf Zamorra, und dieser Blick traf ihn wie ein Nadelstich.

Zamorra stöhnte auf.

»Du Erdenwurm wolltest mich daran hindern, meine Pläne in die Tat umzusetzen, und jetzt bist du selbst mein letztes und wichtigstes Opfer geworden, denn du hast mir das silberne Amulett gebracht. Ich werde es mir holen, wenn die Riten vorbei sind. Ich wachse an euren Schmerzen und euren Qualen. Ich habe gewartet. Satan, du weißt es, wie ich gewartet habe, wie ich diese Nacht der Nächte herbeisehnte, als ich noch als ein wesenloser Schleier durch die Täler der Ewigkeit wehte.«

Zamorra spie in dieses grausame Gesicht. Die Gestalt war schon fest genug geworden, dass der Speichel an ihr haftete. Die weißen Brauen zogen sich zusammen, die Augen sprühten Zorn.

»Aus dir werde ich meine meiste Kraft holen«, sagte dann der Dämon. »Du wirst die größten Qualen zu erleiden haben.«

Er wandte sich ab. Zamorra sah ihm nach, wie er zu einem Kessel in der Mitte des Verlieses ging. Dann kam der Dämon zurück. Zwei Eisennägel in den Händen. Sie glühten rot, und sie näherten sich Zamorras Augen.

Ein Aufschrei übertönte alle anderen. Nicole!

Dann das Fauchen einer Katze. Ein Blitz kurz vor Zamorras Augen. Reißzähne, von denen etwas Glitzerndes auf Zamorras Brust fiel. Die Katze sprang von Zamorras Brust herab und hinterließ dabei blutige Kratzer. Sie sprang auf den Dämon zu, der mit einem irrsinnigen Kreischen zurückfuhr.

Mit einem Mal hatte Zamorra auch seine Hand wieder frei. Sie fuhr hoch zum Amulett, umkrallte es. Ein Wunder…?

Zamorra rollte sich vom hölzernen Lager, landete auf Händen und Füßen und ruckte hoch. Jaime y Ronzas Dämon hatte sich an den Anfang der Treppe zurückgezogen. Zamorra hetzte ihm nach. Das Amulett hielt er in der geballten Rechten.

Er war schneller als die blau wabernde Gestalt. Mit aller Kraft rammte er diese Faust in das verhasste, grausame Gesicht mit der hohen Stirn. Er traf auf Widerstand.

Die Schreie der Gefolterten hatten schlagartig aufgehört.

Zamorra drückte weiter. Er wollte mit seiner Faust hinein in diesen Kopf, und er wusste, er würde es schaffen. Noch war der Henker von Saratoga nicht ganz rematerialisiert. Noch war er nicht ganz stofflich geworden.

Dann war er durch.

Er öffnete die Faust im Kopf des Wesens. Ein wahnsinniger Schrei brach sich hundertfach in dem Gewölbe. Das Gefühl von Kälte in der

Faust lief nach. In das Aufblitzen des Amuletts mengte sich ein grellrotes Gleisen. Einen Atemzug lang konnte Zamorra einen Blick durch das Tor werfen, das die Welt der Lebenden von jenen der Toten trennt, durch das Tor, durch das der Dämon des Henkers von Saratoga für immer verschwand.

Zamorra ließ die Hand sinken. Es gab keinen Henker von Saratoga mehr. Es würde nie mehr einen geben.

Er wandte sich um.

Die Fesseln waren von den Gliedmaßen der Gepeinigten gefallen.

Sie alle starrten sich ungläubig an. Alle schienen sie in diesem Augenblick aus einem bösen Traum zu erwachen. Doch Zamorras Blicke suchten die Katze. Dann sah er sie.

Sie lag unter der Treppe, die nach oben auf die Plattform führte.

Doch der Körper wurde immer größer, immer länger, lang wie ein Sarg.

Das Fell sprang in kleinen Stücken ab, wie eine Backform aus Lehm, wenn sie abkühlt. Eine Frau lag da. Sie war jung und schwarzhaarig. Anmutig war ihr Gesicht und weiß und fein wie kostbares chinesisches Porzellan ihre Glieder. Sie waren in ruppiges Hanf gehüllt. In das Gewand der Büßerinnen, in dem sie auf das Schafott oder auch auf den Scheiterhaufen geführt wurden. Aus großen, dunklen Kinderaugen schaute die Frau Zamorra an. Die kirschroten Lippen lächelten leicht in diesem makellosen Gesicht, einem Spiegel der Unschuld ihrer Seele.

Die kindliche Isabell Conchita di Minestrale… Das letzte Opfer des Henkers von Saratoga …

Und diese Lippen formten lautlos ein Wort. Zamorra konnte es ablesen. »Gracias…«

Dann wurde die Gestalt von einem milden Schein umflossen, ein sphärisches Leuchten wie von einem Nordlicht strahlte kurz auf.

Einen Herzschlag später war es weg. Genau wie das Mädchen.

Nicole Duval war neben Professor Zamorra getreten. Sie fand sich noch nicht ganz in der Wirklichkeit zurecht. »Was war das eben?«, fragte sie.

»Ein Mädchen, das uns allen das Leben gerettet hat. Schade, dass es schon über fünfhundert Jahre tot ist.«

***

Zamorra hatte dafür gesorgt, dass Ordnung in das maßlose Durcheinander kam. Er hatte auch dafür gesorgt, dass sofort höchste Regierungsstellen eingeschaltet wurden und das Wissen um die Phänomene nicht auch den ganzen Instanzenweg durchlaufen musste.

Die Gefangenen waren nicht gealtert. Unter der fachkundigen Leitung von Professor Gerard wurden sie wieder in den Alltag eingegliedert. Gerard war eine Kapazität auf dem Gebiet der

Psychiatrie.

Mit neuen Namen und neuen Pässen wurden die meisten dann schon nach einem halben Jahr in ein neues Leben entlassen, mit der Auflage, stets Stillschweigen über das alles zu bewahren, was sie erlebt und gesehen hatten. Teilweise konnten ihnen die schlimmsten Erinnerungen mit hypnotischen Blocks genommen werden.

So jenen, die sich noch nicht so lange in diesem grässlichen Gewölbe aufgehalten hatten, wie Piere Laguère und seine beiden hübschen Töchter. Bei ihnen hatte man das Trauma noch tilgen können. Es war ihnen erzählt worden, sie hätten bei einem Bergsturz einen Unfall erlitten und dabei kurzfristig ihr Gedächtnis verloren. Nichts Schlimmes.

Auch Velasques flirtete schon nach drei Tagen wieder mit Nicole, die die Klinik als Erste verließ. Sie brauchte man von keinem Trauma zu heilen.

Nur Vincente war nicht mehr zu helfen gewesen. Er wurde in eine geschlossene Anstalt überwiesen, wo er noch einige Zeit dahindämmerte und bald verstarb.

Zwei Wochen nach der Befreiung warf dann ein Pilot der Luftwaffe des Caudillo während eines Übungsfluges über den Pyrenäen eine Bombe ab. Seine Aufgabe war fest umrissen, und präzise erfüllte er sie auch. Er wusste zwar nicht, warum er ausgerechnet diese kahle Hügelkuppe sprengen sollte, aber er fragte auch nicht danach.

Die Explosion war bis nach Ainsa zu hören gewesen.

Der Eseltreiber und Kleinhändler Juan schaute missmutig auf die Rauchwolke, die sich über der an diesem Tag gesperrten Straße nach Benasque ausdehnte, und schob sich seinen zerfledderten Strohhut ins Genick. »Verrückte Welt«, brummte er in seinen Bart und sah dem Düsenjäger nach, der sich als silbern glänzender Pfeil rasch in den Wolken verlor. Dann griff er sich ans Knie, wo ihn seit einigen Jahren schon die Gicht plagte.

»Es wird bald Regen geben«, murmelte er und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

ENDE